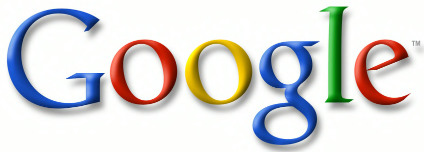
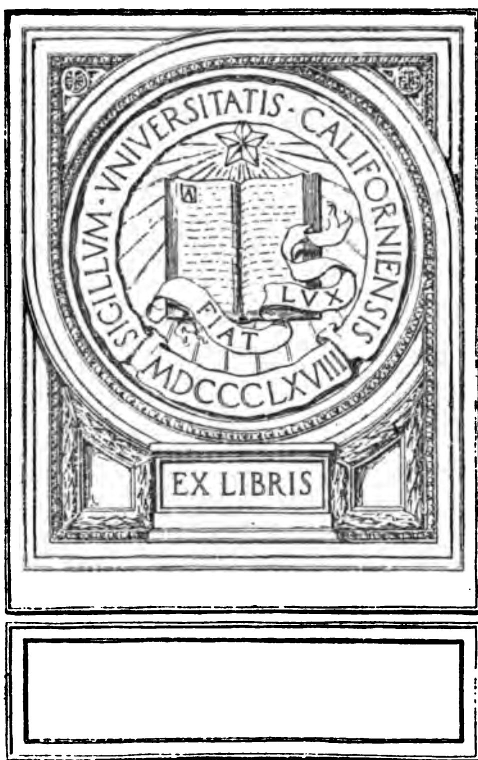

Google


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

# Als die Völker erwachten.

## Gustav Just:

# ls die Völker erwachten.

Literarische Bewegung und Zeitstimmung in Deutschland und Österreich vor Beginn des Feldzuges 1809.

Motto:
„Was ihr gewollt, das erheb euch,
Nicht was gelang!"
(Heinrich von Collin.)

C. W. Stern Verlag
Wien und Leipzig. 1907.

# Inhaltsübersicht.

## I. Deutschland.

Der Kosmopolitismus der klassischen Dichtung. Yelin: „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung". Arndt: „Geist der Zeit". Napoleon-Kult der Publizistik. Die romantische Schule und ihr Einfluß auf die Wiedererweckung des deutschen Nationalgefühls: Achim von Arnim, Brentano, Görres, Kleist. Wirken Fichtes und Schleiermachers. Kronprinz Ludwig von Bayern. Die preußischen Patrioten: Der Tugendbund, Freiherr von Stein, Gneisenau, Dörnberg, Schill. Haltung der preußischen Regierung, König Friedrich Wilhelm III., Stimmung in Berlin.

## II. Österreich.

*A.* Der neue Kurs der Ära Stadion. Die Dynastie und ihre Mitglieder. Führende Persönlichkeiten: Erzherzog Carl, Graf Phillipp Stadion, Freiherr von Baldacci, Gentz. Hof, Adel, Bürger und Bauern. Leitende Ideen bei der Umgestaltung des Staatswesens und des Lebens. Errichtung der Landwehr. Bildungswesen der Monarchie.

*B.* Patriotischer Aufschwung in Schrifttum und Tat: Kriegslyrik und Behandlung vaterländischer Stoffe in der dramatischen Poesie. Das Wirken Josef Freiherrn von Hormayrs. Der österreichische Plutarch. Stadions Bestrebungen zur Hebung des österreichischen Gemeingefühls. Erscheinen der „Vaterländischen Blätter". Opferwilligkeit aller Völker der Monarchie bei der Schaffung der Landwehr. Unser Volk in Waffen. Patriotische Dichtung und Flugschriften: Collin, Castelli, Fellinger. Kriegs- und Friedenspartei; der Einfluß Metternichs. Die Entscheidung. Ausmarsch der Landwehr. Beginn des Kampfes. Rückblick. Der Kampf Österreichs 1809, wahrer Ausgangspunkt und Einleitung der Befreiungskriege.

## I. Deutschland.

Mehr staunend und ästhetisch bewundernd als in patriotischer Beklemmung, in sorgender Ahnung oder zorniger Anteilnahme sahen die gebildeten Kreise Deutschlands die leuchtende Gestalt des Korsen am politischen Himmel ihres Vaterlandes emporsteigen. Der Wolkenschleier einer kosmopolitischen Weltauffassung lenkte den Blick der großen Dichter und Denker vom Erfassen der Gegenwart ab: Patriotismus erschien als Beschränktheit und der echte, ganze Mann lediglich zur ästhetischen Bildung und zu humanem Weltbürgertum berufen. Eine Welt der schönen Literatur war geschaffen, in welche der Zeiten Drang und Harm nur wie dumpfes Tosen der Brandung gegen fernes Gestade erklang.

Napoleons Eroberungen, die sich bald auch auf deutsches Gebiet erstreckten, wurden wie ein unabwendbares Verhängnis betrachtet, dem zu entrinnen unmöglich sei. Unter diesem Eindruck hatte Schiller seinem Reiterlied in Wallensteins Lager noch nachträglich die Schlußworte:

„Es sitzt keine Krone so fest und hoch,
Der mutige Springer erreicht sie doch".

beigefügt. Während er aber auf Wallenstein den „Tell" folgen ließ und, die Völker gegen Tyrannenmacht zur Einigkeit und Erhebung aufrufend, die für alle Zeiten giltige Mahnung an jeden einzelnen richtete:

„Ans Vaterland, ans teure schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen",

blieb das Herz des größten deutschen Dichters unberührt von der Not der Nation. In kühler Ruhe betrachtete Goethe die Wirren der Zeit. „Wie sich in der politischen Welt irgend ein ungeheures Bedrohliches hervortat, so warf ich mich eigensinnig auf das Entfernteste," sagt er von sich in den Annalen und erwähnt, daß er 1813 sich mit ernstlichstem Studium dem chinesischen Reich gewidmet habe. Gegen Napoleon anzukämpfen erschien ihm ein fruchtloses Bemühen. „Schüttelt nur

an euren Ketten, der Mann ist euch zu groß, ihr werdet sie nicht zerbrechen, sondern nur noch tiefer ins Fleisch ziehen," waren seine Worte zu dem Vater Theodor Körners, der gleich dem Sohne in heißer Liebe für die Freiheit des deutschen Volkes glühte.

Diese völlige Abkehr der klassischen Richtung von allem, was die Gegenwart brachte, ward wohl von manchem schmerzlich empfunden. Der Buchhändler Friedrich Perthes, ein wahrer Patriot, der mit wachsender Sorge und zehrendem Unmut die Gleichgiltigkeit der führenden Geister gegenüber dem sittlichen und wirtschaftlichen Niedergang Deutschlands betrachtete, schrieb schon 1804, auf Goethes „Iphigenie" abzielend: „Scham, glühende Scham über die Zerreißung unseres Vaterlandes sollte und müßte unser Herz foltern. Was aber tun unsere Edelsten? Statt sich Kraft, Mut und Zorn zu sammeln, entfliehen sie ihrem eigenen Gefühl und machen Kunststücke. Selbst Herder stellte in seinen „Ideen" dem Weltbürgertum das traurige Zeugnis aus: „Der Kosmopolit ist unter den Staatsbürgern, was der Polyhistor unter den Gelehrten: der eine gehört allen Staaten zu und tut für keinen nichts; — der letztere treibt alle Wissenschaft und leistet in keiner nichts. Das verschwommene Herz eines Kosmopoliten ist eine Hütte für niemand."

Aber auch die breiten Massen des deutschen Volkes blieben kalt; erst Jahre unsäglicher Not konnten den Funken grimmigen Hasses entfachen, der 1813 zur gewaltigen Flamme auflodern und den Riesenbau des Korsen zerstören sollte. Die Würdelosigkeit, mit der im Reichsdeputations-Hauptschluß von 1803 die großen Fürsten die kleinen „mediatisierten" und sich um legitimes Recht gar wenig scherten, machte auf die Völker keinen Eindruck. Auch dem heiligen römischen Reich deutscher Nation wurden nur wenig Tränen nachgeweint. Schon vier Jahre vorher hatte ihm Hegel in seiner „Kritik der Verfassung Deutschlands" als einem „Gedankending" das Grablied gesungen. Da das Reich schon längst kein „Staat" mehr gewesen, so war die Trauer gering, als es staatsrechtlich zu existieren aufhörte.

Die Bildung des Rheinbundes unter Napoleons Protektorat brachte aber doch manches wackere Herz in zornige Wallung. Der Bayer Yelin gab in seiner Schrift „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung" diesem Gefühle beredten Ausdruck. Das Buch, wenn auch recht schlecht geschrieben und nicht gestützt auf reifes politisches und geschichtliches Wissen, war ein Aufschrei über die Vergewaltigung Deutschlands und zugleich ein Mahnruf, sich nicht durch Napoleons glänzende Anerbietungen verlocken zu lassen. Der Franzose gebe sich den Namen eines Retters von Bayern, wahrlich „eine Rettung jener ähnlich, da der Kranke, welchen der eine Arzt früher

ins Grab geschickt hätte, unter der Hand des anderen bloß eines langsamen Todes stirbt". In ungelenker und doch eindringlicher Form wird die drohende Gefahr gezeichnet, wenn es vollends heißt: „Ein Gott und ein Napoleon, wie jetzt dessen blinde Anbeter beim Aufstehen und Schlafengehen zum Segen über sich sprechen." Mit Haß und Verfolgung wie gegen eine feindliche Macht trat Napoleon dem Werke entgegen; da er des Verfassers nicht habhaft werden konnte, wurde der Verleger ergriffen. Am 25. August 1806 ward Buchhändler Palm aus Nürnberg erschossen. Er fiel als Märtyrer einer freien Presse; keine Stimme erhob sich, um gegen diesen Fall schrankenloser Willkür und Gewalt Einsprache zu tun.

Auch im Norden Deutschlands war ein Weckrufer erstanden, zu einer Zeit, „wo der politische Teufel in Nord- und Süddeutschland ungestümer und gewaltiger zu rumoren anfing." Posaunenstößen gleich ließ Ernst Moritz Arndt in seinem I. Teil des Werkes „Geist der Zeit" seine Weckrufe an das deutsche Volk erschallen. Seine Worte sollten wie Blitze die Nebelschwaden kraftlosen Dahindämmerns durchhellen und der Nation klarmachen, daß mit Napoleon die alte Ordnung zusammenbreche. „Zeitgenossen! — glückliche oder unglückliche, wie soll ich euch nennen? — daß ihr nicht aufmerken wollt oder nicht aufmerken könnt! Wunderbare und sorgenlose Blindheit, mit welcher ihr nichts vernehmt! O, wenn in euren Füßen Weissagung wäre, wie schnell würden sie zur Flucht sein! Unter ihnen gärt die Flamme, die bald in Vulkanen herausdonnern und unter ihrer Asche und ihren Lavaströmen alles begraben wird. Wunderbare Blindheit, die nicht gewahrt, daß Ungeheures und Unerhörtes nahe ist, daß Dinge reifen, von welchen der Urenkel mit Grauen sprechen wird . . . . .

Unsere Heroen der Kunst, wodurch hängen sie mit der Zeit zusammen? Sie sind wirklich Fremdlinge und mangeln des lebendigen Einwirkens mit den Zeitgenossen, wodurch allein der Dichter der Vollendete sein und bleiben kann. Die Journalisten aber stoßen in die Posaune für das Brot, und in voller Infamie des Gefühls, daß sie das Heilige entweihen, streichen sie das Gold ein, das die Betörten ihnen zuwerfen . . . .

Wer die letzten zwanzig Jahre gelebt hat, der hat für Jahrhunderte gelebt. Die Zeit ist auf der Flucht; die Klügeren wissen es lange. Ungeheuere Dinge sind geschehen, große Verwandlungen hat die Welt still und laut erlitten; Ungeheures wird noch geschehen. Die Zeit ist im Lauf und die Zeitgenossen im Stillstehen. Wir sind arm, flach und elend, ohne Liebe, ohne Phantasie, ohne Vaterland und Freiheit. Erstarrung und Leerheit sind die beiden Hauptzeichen der Gegenwart."

Und wie einst Luther in seiner Rede an den christlichen

Adel deutscher Nation, so wandte sich auch Arndt an die Fürsten und Edelleute: „Wahnsinn und Starrsinn hat die Herzen und die Köpfe der Großen und Kleinen ergriffen. Bezaubert sehen sie weder vor noch rückwärts, und in der Mitte größerer Gefahren, als je Völker und Weltteile bedrohten, treiben sie hin in der alltäglichsten Erbärmlichkeit ohne Bewußtsein von Kraft des Widerstandes und der Gegenwehr. Die Fürsten sind nicht besser als die Zeitgenossen. Seid doch lieber unglücklich mit Würde, mit Geist, mit Wahrheit als mit Lüge und Knechtsinn, der euch eure letzten Waffen gegen den Feind raubt. Zeigt dem Volk, daß ihr mit ihm verbunden seid, daß sein Glück, seine Ehre auch die eurige, und Begeisterung und Rettung wird kommen und das Wort Vaterland, Religion, Ordnung, Regentenliebe, die jetzt hohl verklingen, weil ihr sie leer macht, werden mehr als Worte werden. Als Knechte und Sklaven seid ihr neben dem fremden Fürsten gestanden, als Sklaven habt ihr eure Nation hingestellt und geschändet vor Europa. Ihr sprecht von Pflichten der Völker gegen ihre Führer und Fürsten, ihr, die ihr euch und deutsches Blut und Ehre sogleich dem Großmogul verkauftet und mit dem Tartarenkhan ausginget, Deutschland zu vertilgen."

Mit dem ehernen Griffel eines Tacitus entwirft er ein Bild des korsischen Eroberers als eines „erhabenen Ungeheuers." „Furchtbarer ist kein Mann den Fürsten und Völkern. Er ist dem Weltmeer gleich, das ewig hungrig Bäche und Ströme in sich verschlingt. Unaufhaltsam stürzt er sich fort mit Blitzesschnelle wie Dschingiskhan und Attila, mit dem Eigensinn eines Fabricius und Marius, mit der List eines Scipio und Cäsar; eisern, rasch und blutig wie das Schicksal schlägt und zerstört er." Nur eine Erkenntnis könne zum Siege gegen ihn verhelfen: „Völker, glaubt für den Menschen und Bürger ein Gesetz und straft seine Übertretung an euch; — Fürsten, lernt die erhabene Geduld der Wahrheit wieder, und freie gerechte Männer, fertig in Rat und Tat, mit dem Schwert und der Wage werden sich um eure wankenden Throne versammeln. Wenn jeder Einzelne sich herrlich fühlt, das Volk würdig, das Gesetz heilig, das Vaterland unsterblich, die Fürsten edel — dann fürchtet euch nicht, die Welt ist gerettet!"

Ähnliche Gedanken bewegten auch Seume. Schon 1805 klagt er in seinem Werke „Mein Sommer", daß es ihm seit langer Zeit ein trauriger Gedanke sei, ein Deutscher zu sein, wenn er auch seine väterliche Nation mit keiner anderen vertauschen möchte. Eine so traurige Rolle, als das deutsche Volk seit den letzten 20 Jahren gespielt habe, sei kaum in den Annalen der Weltgeschichte zu finden. Die Deutschen seien zum Spott einer Nation geworden, die seit Jahrhunderten mit ihren Torheiten das Volk gegängelt habe. „Die Franzosen sind nur stark durch unsere physische und moralische Schwäche. Unter-

unseren Fürsten herrscht Mißtrauen; einer freut sich über das Unglück des anderen, greift unüberlegt nach jedem kleinlichen Vorteil des Moments und bringt endlich sich und die Nation ins Verderben. Ein Einziger ist jetzt Diktator von Europa. Wir sind, wenn wir so fortfahren, in Gefahr, weggewischt zu werden wie die Sarmaten. Bonaparte haben die Verhältnisse gemacht; nun macht er die Verhältnisse. Wollen wir dem einbrechenden Verderben Widerstand tun, so müssen wir es mit der gesamten Kraft aller tun."

Die oft wiederholten Behauptungen Seumes wurden bereits durch die Ereignisse der nächsten zwei Jahre in ihrer ganzen Wahrheit bestätigt: Frankreichs Kaiser war zum Beherrscher des Kontinents geworden. In Stille und Zurückgezogenheit betrachtete der Dichter die Folgen dieser Umwandlung. Er hatte einige Bogen Papier zusammengeheftet und den Titel „Schmieralien" darauf gesetzt. Erst nach seinem Tode erschienen die kurzen Aphorismen, welche er hier eingetragen hatte, 1811 unter dem Titel „Apokryphen", und zeigten, wie tief Seume den Verfall Deutschlands beklagte.

„Es ist eine Schande für die Deutschen, daß ein Fremder sie beeinträchtigen kann, aber eine noch größere Schande für sie, daß ein Fremder ihr Retter sein soll. Wann wird man wohl wieder mit Ehren deutsch denken, reden und schreiben können? Wer laut vernünftig ist, wird entweder von Fremden erschlagen oder von den einheimischen Bütteln ins Tollhaus gebracht."

Gleich Arndt sah auch er als einziges Mittel zur Rettung aus so tiefer Schmach den Kampf an. „Das goldene Jahrhundert, das silberne, das eherne, das bleierne, das papierene. In dem letzten sind wir jetzt. Wenn wir uns doch wenigstens wieder bis zum eisernen erhöben." Zum Kampfe ruft er in seiner „Ode an das deutsche Volk":

„Haß und Spaltung herrscht in unsern Stämmen;
Einheit nur kann das Verderben hemmen,
Und die Einheit fliehn wir wie die Pest.
Unsere Edlen suchen fremde Ketten,
Wie soll man das Vaterland erretten?
Jeder teilt sich gierig in den Raub .....

Gleich den Toren, die nach Schande dürsten,
Blicken um die Wette unsere Fürsten,
Stolz auf Knechtschaft, hin ins fremde Land;
Kriechen dort in dem Klienten-Heere,
Haschen gierig nach Satrapen-Ehre,
Wo man ihnen ihre Fesseln wand."

Tiefsten Groll, glühende Sehnsucht, das französische Joch abzuschütteln, atmet sein antikes Drama „Miltiades" (1808). Nur Seumes patriotische Gefühle spricht Miltiades aus, wenn er sagt:

„ . . . Die Gefahr
Wächst fürchterlich: profetisch seh ich das.
Seid einig, bei den Göttern Griechenlands
Beschwör ich euch, bei eurer Väter Herd,
Bei eurem Namen in dem Buch der Zeit,
Seid einig in dem Kampf fürs Vaterland!"

Auch Jean Paul Friedrich Richter forderte in seiner „Friedenspredigt an Deutschland" mit warmen Worten zur inneren Einkehr auf; allein er, wie Arndt und Seume bildeten ehrenvolle Ausnahmen unter der Überzahl ihrer Zeitgenossen, die dem Sterne Napoleons huldigten. Nicht Fürsten allein, auch Männer der Wissenschaft waren dem Vaterlande untreu geworden und hatten es durch Tat, Wort oder verzagtes Schweigen verraten. Eine Menge von Gelehrten und Literaten drängten sich zu den Ehren und Vorteilen, die ihnen aus der Vaterlandsvergessenheit erwuchsen. Gerade auf den Höhen des Geistes versündigte man sich in dieser Beziehung schwer, während das gemeine Volk viel spröder an sich hielt. Nur zu leicht fiel es Napoleon, sich die gebildeten Kreise Deutschlands gefügig zu machen. Einer seiner heftigsten Gegner, Görres, der „Rufer im Streite", hat in einem Aufsatze des rheinischen Merkurs „Napoleons Proklamation an die Völker Europas vor seinem Abzug auf die Insel Elba" (Pol. Schriften I, 391, Nr. 17) das feile Schrifttum dieser Zeit gegeisselt und dem Korsen die Worte in den Mund gelegt:

„Gegen Teutschland habe ich vor Allem zuerst den Blick gewendet. Ein Volk ohne Vaterland, eine Verfassung ohne Einheit, Fürsten ohne Charakter und Gesinnung, ein Adel ohne Stolz und Kraft, das Alles musste leichte Beute mir versprechen. Zwiespalt durfte ich nicht stiften unter ihnen, denn die Einigkeit war aus ihrer Mitte längst gewichen. Nur meine Netze durfte ich stellen, und sie liefen mir wie scheues Wild von selbst hinein. Ihre Ehre habe ich ihnen weggenommen, und der meinen sind sie darauf treuherzig nachgelaufen. Untereinander haben sie sich erwürgt, und glaubten redlich ihre Pflicht zu tun. Aberglauben haben sie mit mir getrieben, und als ich sie unter meinem Fuß zertrat, mit verhaßter Gutmütigkeit mich als ihren Abgott noch verehrt. Als ich sie mit Peitschen schlug und ihr Land zum Tummelplatz des ewigen Kriegs gemacht, haben ihre Dichter als den Friedensfürsten mich besungen. Ihr müßig gelehrtes Volk hat alle seine hohlen Gespinste in mich hineingetragen, und bald als das ewige Schicksal, den Weltbeglücker, die sichtbar gewordene Idee mich aus Herzensgrund verehrt. Ihre feine Welt, die immer um französische Leichtigkeit gebuhlt, hat an dem Stachel meiner Rauheit so unermüdet ohne Unterlaß geleckt, bis sie ihr als die glatteste Artigkeit erschien. Über alles haben sie zu trösten sich gewußt; nachdem ich sie hundertmal betrogen, ihnen Teufel und Gift

gewesen, haben sie in ihrer Einfalt sogar liebenswürdig mich gefunden."

Grausame Schärfe und doch volle Wahrheit atmen diese Worte. Zorn und Scham müssen noch heute jeden über die kläglichen Gestalten im Staatsdienst, auf den Lehrkanzeln der hohen Schulen, in der Journalistik erfüllen, die da alle wetteiferten, die neuen Zustände zu preisen, Napoleon zu vergöttern und die schwachen Regungen deutschen Nationalstolzes, wo sie irgend zutage traten, zu verhöhnen, nachdem die „Conféderation du Rhin" an Stelle des „heiligen römischen Reichs deutscher Nation" getreten war. Wie schmählich war die Fahnenflucht des hochgefeierten Historikers Johannes von Müller, der 1804 aus der Wiener Staatskanzlei nach Berlin gegangen war, 1806 in die Posaune des heiligen Krieges gestossen, nach der Schlacht bei Jena aber dem Unglück den Rücken gewendet hatte. In einer anderthalbstündigen Unterredung hatte Napoleon den charakterschwachen Mann wie einen Handschuh umgedreht und so tief erniedrigt, daß derselbe lächelte, als der Kaiser an ihn die Frage stellte: „Nicht wahr, die Deutschen sind dumm?" Er folgte Napoleon auch nach Frankreich und schrieb von da: „Wie Ganymed nach dem Sitze der Götter, bin ich vom Adler nach Fontainebleau entführt worden, um einem Gotte zu dienen."

Napoleon stellte den von den Deutschen so hochgestellten Gelehrten als Staatssekretär bei seinem Bruder Jerôme, König von Westfalen, an. Müller gab sich nun ebenso viel Mühe, den Deutschen die Napoleonische Herrschaft zu empfehlen, als er sie ein Jahr vorher bekämpft hatte. Das Gaukelspiel einer westfälischen Ständeversammlung schloß er am 22. August 1808 mit einer Apotheose Napoleons: „Der, vor dem die Welt schweigt, weil Gott die Welt in seine Hand gegeben, erkannte in Germanien die Vorwache der europäischen Kultur. Also, für gemeine Politik zu erhaben, gab er Deutschland Festigkeit. Aus zwanzig Ländern schuf er ein Reich und setzte darüber seinen Bruder. Konnte er mehr tun? Glückliches Volk! Tage des Ruhms eröffnen sich dir!"

Einer der eifrigsten und unermüdlichsten Vergötterer Napoleons wurde Heinrich Zschokke in Aarau. Derselbe erklärte bei der fünfhundertjährigen Jubelfeier Wilhelm Tells in der Schweiz, Napoleon habe erst vollendet, was mit Tell begonnen. In einer Broschüre pries er allen Deutschen das Glück an, das ihrer warte, seitdem nach dem Tilsiter Frieden Napoleon und Zar Alexander gemeinsam die Schicksale Deutschlands in die Hand genommen hätten.

Von ähnlichem Geiste beseelt erwies sich K. J. Schütz in einem eigenen Werke über Napoleon; Professor Crome aus Gießen, der Preußens Fall im Jahre 1806 als „Krise und Rettung Deutschlands" pries; Murhard im Moniteur West-

eines starken Volkstums, mit dem ritterlichen Geist einer mächtigen Aristokratie und dem poetischen Zauber der katholischen Kirche; es war zugleich der einzige unter den deutschen Staaten, der mit Würde und ererbtem Vertrauen auf seine Kraft der Fremdherrschaft gegenüber getreten war. Darum stellten auch die Romantiker zur Zeit, als Österreich den Kampf im Jahre 1809 vorbereitete, ihre geistigen Waffen in den Dienst Österreichs. Tieck und August Wilhelm von Schlegel hatten mit den Wiener literarischen Kreisen persönlich Fühlung genommen, Friedrich von Schlegel hatte hier eine zweite Heimat gefunden, Heinrich von Kleist aber kam nach Prag, um für den „heiligen Krieg“ zu wirken. Nie wieder waren Deutschland und Österreich in innigere geistige Wechselwirkung zu einander getreten, als zu dieser Zeit; nie wieder mehr waren Österreichs Ziele in den Augen aller deutschen Patrioten auch die der ganzen deutschen Nation geworden, als in jenen Tagen, da Erzherzog Karl in seinem Armeebefehl vom 6. April 1809 den für jene Zeit und jenen Sprecher fast ungeheuerlichen Aufruf kühnster Offenherzigkeit und stolzen Mutes tat: „Die Freiheit Europas hat sich unter Eure Fahnen geflüchtet!“ Ehe diese Wahrheit aber zur Überzeugung hatte reifen können, war freilich hüben und drüben noch ein weiter Weg zurückzulegen.

Noch vor der Schlacht bei Austerlitz, als Preußens Eintreten in den Kampf gegen Napoleon zu hoffen stand, hatte Josef von Görres in einem Freundesbrief die Not der Zeit beklagt, vor welcher nur einmütiges Zusammengehen aller Gutgesinnten und Einflußnahme auf die breiten Massen des Volkes durch eine volkstümliche Literatur helfen könne. „Es ist notwendig, daß jene, die guten Geistes sind, sich immer mehr an einander schließen, denn mächtiger wird mit jedem Tag das Schlechte in der Masse. Seit dem Untergang des orientalischen Kaisertums war nie der Teufel mächtiger, und wir sind noch nicht am Wendepunkt.“ Nach den Unheilstagen von Jena und Friedland nun fanden sich Görres, Achim von Arnim und Clemens Brentano unter dem ehrwürdigen Heidelberger Schloß zusammen und gaben sich das Wort, den Ver sacrum um sich zu scharen. Wohl war der Friede eingekehrt in den deutschen Landen, aber von seinem Unsegen konnte nur ein neuer Krieg befreien.

Die preußische Monarchie war durch die grenzenlose Niederlage auf die Hälfte ihres Bestandes geschmälert; bis zur Abzahlung der Kriegskontribution sollten die Festungen französische Besatzung behalten. Da aber die Zahlung derselben unerschwinglich war so blieben die feindlichen Garnisonen im Lande, übermütig und begehrlich, jeder Vorstellung mit brutalem Machtgebot begegnend. Zu dem

im April 1808 erschien. Fremd und absonderlich mutet uns heute an, was damals im Herzen der Jugend helle Begeisterung und Jubel erweckte. (Zehn Landshuter Studenten an Görres in Heidelberg vom 22. August 1808. Nr. 18 der Freundesbriefe. Görres: Gesammelte Schriften. Band VIII.) Ein Lied Achims von Arnims allein dünkt uns wie rauschender Bardengesang; es ist der „Rundgesang über die Unterdrücker des Werdenden in der Literatur“:

„Eure Ernte ist getreten
Von dem Feinde in den Kot,
Eh ihn unsere Schwerter mähten;
Doch wir wuchsen auch in Not.
Eine Saat ist aufgestiegen,
Drachenzähne setzt die Brut.
Mag es brechen, wills nicht biegen,
Jugend hat ein frisches Blut.“

Nicht lange sollte der Heidelberger Kreis vereinigt bleiben. Persönliche Angelegenheiten und Sorgen führte die Freunde schon zu Ausgang des Jahres 1808 wieder auseinander. Achim ging nach Berlin, Görres nach Koblenz, Brentano aber nach Landshut, wo er Augenzeuge der ersten Ereignisse des Feldzuges in Bayern wurde, von denen er ausführlich an Achim berichtete, an Görres aber erst später aus Berlin schrieb: „Ich sah in Landshut die bis zur Anbetungswürdigkeit wohlmeinenden, aber unglücklichen Österreicher.“

Während so in Süddeutschland die Romantiker wenn auch nicht den Volksmassen, so doch der emporwachsenden Jugend neue Pfade wiesen, trat auch in Norddeutschland ein Kämpfer auf den Plan, an Patriotismus allen Dichtern voraus, wie kein anderer erfüllt von glühendem Hass gegen die französischen Unterdrücker: Heinrich von Kleist. Er erblickt das Vaterland wie einst von Varus, jetzt durch Napolen fast rettungslos überzogen. Da träumt er sich zurück in die Zeit der ersten Befreiung der Nation von den Wälschen. Der ruhmvollen Vergangenheit entlehnt er den Stoff seiner Dichtung, im Sturme will er sein Volk mitreißen, aber dieses verschließt ihm sein Ohr. Es ist gefährlich geworden, dem Heldenlied von der Ahnen Taten zu horchen; keine Bühne will sich dem vaterländischen Schauspiel „Die Hermannschlacht“ öffnen, das Kleist im Jahre 1808 vollendet hatte.

Seine Römer und Germanen bedeuten Franzosen und Deutsche; die unhistorische Versöhnung zwischen Marbod und Hermann, die ihre bisherige Eifersucht aufgeben, wo es sich um die große Sache der Nation handelt, ist ein Aufruf an Österreich und Preussen zu gemeinsamer Tat. Augustus kennt die kleinen Herren, die um einen leeren Vorzug, eine scheinbare Selbständigkeit streiten und lieber sich dem fremden Herrscher als einem aus ihrer Mitte unterwerfen. Aber

das römische Bündnis wird Unterdrückung, das deutsche Land ausgepreßt bis auf den letzten Blutstropfen, denn: „Für wen erschaffen ward die Welt, wenn nicht für Rom?" Varus mit seinem schneidenden Wort: „Es ist nicht meines Amtes, den Willen meines Kaisers zu erspähen" ist das lebendige Abbild jener eisernen Marschälle des Cäsars, die blind und bedingungslos gehorchen: Ventidius aber der Typus der jüngeren französischen Offiziere, deren ganzes Trachten darnach geht, Mädchen zu verführen. Darum müßten die Germanen Weib und Kind zusammenraffen, die Fluren verwüsten, die Herden erschlagen und einen Krieg entflammen,

„Der in Deutschland rasselnd
Gleich einem dürren Walde um sich greifen
Und auf zum Himmel lodernd schlagen soll."

Und solche Worte sollten von der Bühne herab verkündigt werden! Am 1. Januar 1809 sandte Kleist die Hermannsschlacht der Leitung des Wiener Burgtheaters zu, dessen Pforten ihm aber verschlossen blieben. Das Manuskript ward wohl Personen der höchsten Gesellschaftsschichten und den literarischen Kreisen bekannt, blieb aber unaufgeführt. Erst zehn Jahre später erschien das Werk im Druck, nachdem der große Korse bereits gestürzt war!

Ein gleiches Schicksal hatten vier politische Briefe Kleists, die gewissermaßen ein dramatisches Ganzes bildeten und die offenen oder geheimen Bundesgenossen der Feinde im eigenen Vaterlande der Verachtung preisgeben sollten. In kurzer, selbstgefälliger französischer Standessprache versucht im ersten Briefe ein Rheinbundsoffizier seinem Freunde klar zu machen, ein Deutscher könne seinen Landsleuten im Hauptquartier Napoleons bessere Dienste leisten, als wenn er zu den Fahnen der Österreicher übergehe.

Das junge märkische Landfräulein, welches im zweiten Schreiben ihren Onkel und Vormund um Überantwortung des väterlichen Erbteiles bittet, da ihr Bräutigam, ein französischer Kapitän, früher keine Anstalten zur Hochzeit treffen wolle, ist eines der „Weiberchen", die sich von glatten französischen Manieren fangen läßt und den Verführer heiraten will, an dessen Rock das Blut ihrer Brüder und Verwandten klebt.

In dem Schreiben des „Burgemeisters einer Festung" an einen Unterbeamten wird die pedantische Langstiligkeit amtlicher Erlässe dargestellt; der Wortschwall soll über die Schmählichkeit des Inhalts täuschen. Eine ganze Gattung von Verrätern wird dadurch gebrandmarkt, wie sie Friedrich Wilhelm III. in einem Publikandum vom 6. Dezember 1806 als Knechte gezeichnet hatte, die „ihre Pferde absträngen, um davonzujagen".

Die Trugpolitik und Lügenkünste der französischen Journale, die von dem Grundsatz geleitet seien: „Was das

Volk nicht weiß, macht das Volk nicht heiß“ und „Was man dem Volk dreimal sagt, hält es für wahr,“ stellte Kleist in einem „Lehrbuch der französischen Journalistik“ dar. Mit sarkastischer Folgerichtigkeit entwickelte er den ganzen Vorrat ihrer Trug- und Gewaltmittel, deren letzter Zweck es sei, „die Gemüter in schweigender Botmäßigkeit unter das Joch der Regierung niederzuhalten“.

Alle diese Schriften blieben den Zeitgenossen bis auf einen kleinen Freundeskreis unbekannt. Erst die neuere Literaturforschung förderte sie zutage und zeigte, welch scharfegeistige Waffen im Kampfe gegen Napoleon unbenützt geblieben!

Neben den zünftigen Sängern und Dichtern, die ihre glühende Liebe zur Heimat, den Haß gegen die französischen Machthaber und Bedrücker in Liedern ausströmen ließen, griff auch ein Sproß aus fürstlichem Stamme in die Saiten. Heiliger Feuereifer für die patriotische Erhebung durchglühte den Kronprinzen Ludwig von Bayern. An Erzherzog Albrecht, den Sohn des Siegers von Aspern, den der Kronprinz so oft besungen, vermählte König Ludwig I. später seine Tochter Hildegarde. So sollten Familienbande die beiden Herrschergeschlechter verknüpfen, die damals sich feindlich gegenüberstanden.

In Ludwigs Augen blieb Napoleon „ein großer Geist, doch niedrig kleine Seele“. Widerwillig, nur dem Zwang der Umstände weichend, im Herzen ein erbitterter Feind des Korsen, mußte er die Verpflichtungen erfüllen, welche die franzosenfreundliche Politik seines Vaters Maximilians I. Josef ihm auferlegte. Schon im Jahre 1805, als die Nachricht vom Falle Ulms am Hoflager der Kaiserin Josefine zu Straßburg einlangte und Anlaß zu großen Festlichkeiten gab, hatte der bayrische Kronprinz, der zugegen war, sich geäußert: „Das sollte mir die liebste Siegesfeier sein, wenn die Stadt, in der ich geboren bin, wieder eine deutsche Stadt sein wird.“ Nur zu bald gelangten diese Worte zu Napoleons Kenntnis, der voll Ingrimm andeutete, daß auch einen deutschen Prinzen das Schicksal des Duc d'Enghien ereilen könne.

Gezwungen, beim Siegeseinzug Napoleons in Berlin am 24. Oktober 1806 im Gefolge zu erscheinen, faßte Ludwig bei dieser Gelegenheit den Plan zum Bau der Walhalla als Denkmal der großen deutschen Vorzeit. Tiefer Schmerz über die Erniedrigung Deutschlands erfüllte seine Seele:

„Nicht mehr wagt sich jetzt in Deutschland deutsch sich zu nennen der Deutsche,
Nicht zu äußern es mehr, wenn er fürs Vaterland fühlt.
So weit ist es gekommen! Dahin brachten es Deutsche!“

Als die Kunde von den Verlusten Napoleons bei Eylau 1807 ihn erreichte, dumpfe Erwartung der kommenden Ereignisse alle Gemüter erfüllte, da schrieb Bayerns Kronprinz den Hochgesang „An die Deutschen“:

„Auf ihr Deutschen, sprengt die Ketten,
Die ein Korse euch hat angelegt.
Eure Freiheit könnet ihr noch retten,
Deutsche Kraft — sie ist noch unbewegt.“

Schrankenlos gab er seiner Überzeugung stets Ausdruck, ja er setzte seine Thronfolge aufs Spiel, als er nach der Schlacht bei Aspern an der Tafel des österreichischen Gesandten Friedrich Grafen Stadion, des Bruders des österreichischen Ministers, in München ein „Pereat“ auf Napoleon ausbrachte. Als Napoleon hievon erfuhr, kannte sein Zorn keine Grenzen. „Ein Sohn des Prinzen Eugen Beauharnais (derselbe hatte eine Schwester Ludwigs geheiratet) ist ebenso der Enkel des Königs Max Josef,“ äußerte sich der Kaiser. Doch auch diese Drohung vermochte nicht, Ludwigs franzosenfeindliche Gesinnung zu ändern. Ergreifend drückte er aus, wie ihm für Deutschlands Rettung kein Opfer zu groß gewesen wäre.

„Als Europa schmachtete in Ketten,
Fühlte ich in mir die Kraft zu retten,
Mich erhob die drohende Gefahr.
Hätt' für immer auf den Thron verzichtet,
Retter meines Vaterlands zu sein.“

Der Zeiten Not hatte der deutschen Dichtung ein neues Gepräge verliehen. Im bittern Realismus der Politik war der Kosmopolitismus wie Spreu im Winde zerstoben, die Träume von einem Universalreich versanken vor dem hohen Ziel, den deutschen Nationalstaat zu schaffen. Wollte man des fremden Einflusses ledig werden, so mußte, wie Friedrich Wilhelm III. von Preußen 1807 sagte, der Staat durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hatte. Von unten herauf mußte das Volk zur Selbständigkeit und Selbsthilfe herangezogen werden.

Wie Eisen ins Blut, so war die Lehre K a n t s vom kategorischen Imperativ: „Du kannst, denn du sollst“ zum Bewußtsein der gebildeten Welt gedrungen und hatte den erhabenen Gedanken der Pflicht und Pflichterfüllung um jeden Preis, auch unter Darangabe des eigenen Glücksgefühls eindrücklich vor Augen geführt. Der moralische Thronerbe Kants, der den Gedanken der Wiederaufrichtung aus dem tiefsten Verfalle erfasste und aussprach, war nun F i c h t e. Auf das Erziehungssystem P e s t a l o z z i s hinweisend, hielt er zu einer Zeit, da die französischen Behörden alle Versuche, dem öffentlichen Geist neue Anregungen zu geben, auf das ängstlichste überwachten, im Winter des Jahres 1807/8 in Berlin vor einem zahlreichen und auserlesenen Publikum seine gewaltigen „Reden an die

deutsche Nation". Die feile Literatur, die sich als Ausdruck der allgemeinen Gesinnung brüstete, hatte das Gute, die Organe Napoleons über den wachsenden Nationalgeist zu täuschen. So konnten, wenn auch mit manchen Strichen, Fichtes Reden die Zensur des französischen Intendanten Bignon durchlaufen, um als Druckschrift weit über das Weichbild Berlins hinaus zu wirken.

Schon der Anfang seiner Reden war hinreißend. Er erklärt, sich an die gesamte Nation wenden zu wollen, die er bereits als ein Ganzes betrachtet. „Ich setze solche deutsche Zuhörer voraus, welche nicht etwa mit allem, was sie sind, rein aufgehen in dem Gefühl des Schmerzes über den erlittenen Verlust und durch dieses Gefühl sich abzufinden gedenken mit der an sie ergehenden Aufforderung zur Tat, sondern solche, die selbst über diesen gerechten Schmerz zu klarer Besonnenheit und Betrachtung sich schon erhoben haben oder wenigstens fähig sind, sich dazu zu erheben. Ich kenne jenen Schmerz; ich habe ihn gefühlt wie einer, ich ehre ihn. Die Dumpfheit, welche zufrieden ist, wenn sie Speise und Trank findet und kein körperlicher Schmerz ihr zugefügt wird, ist seiner unfähig; aber auch er ist lediglich dazu da, um zu Besinnung, Entschluß und Tat uns anzuspornen." Als die mächtigste Idee für die Erhebung des Menschengeschlechtes stellt er die Vaterlandsliebe hin. Unter allen Nationen sei keine so verpflichtet, für ihre eigene Erhaltung zu sorgen, als die deutsche; denn der Untergang des deutschen Volkes würde der Untergang der Kultur sein. Mit bitterer Anklage wendet er sich gegen Frankreich, welches dem deutschen Volke gegenüber stets die treuloseste Politik verfolgt habe. Mit der grössten Verachtung spricht er von dem Traumbild einer Universalmonarchie und geißelt die deutschen Schriftsteller, welche dem Genie des Eroberers huldigten. „Überlassen wir es dem Auslande, bei jeder neuen Erscheinung mit Erstaunen aufzujauchzen, in jedem Jahrzehnt sich neue Götter zu schaffen und Gotteslästerungen zu reden, um Menschen zu preisen. Unser Maßstab der Größe bleibe der alte: daß groß sei nur dasjenige, was der Ideen, die immer nur Heil über die Völker bringen, fähig sei, und von ihnen begeistert. „Über die lebenden Menschen aber lasset uns das Urteil der richtenden Nachwelt überlassen!" Ein neues Geschlecht müsse erzogen werden, welches dann im Laufe von anderthalb Jahrzehnten die Freiheit erobern solle, die dem gegenwärtigen versagt bleibe. Das Geschick der Nation sei in die Hände einer gläubigen Jugend gelegt.

Frommen, innigen Kinderglauben zu erwecken, vermochte alle Lehrtätigkeit für sich allein niemals. Dies Ziel konnte nur von der Kanzel aus erreicht werden, und auch von dieser herab erschollen jetzt warme Worte zu gläubiger Betrachtung und Einkehr. Zuerst in Halle, dann aber, nach der gewaltsamen

Auflösung der dortigen Universität, in Berlin deutete Schleiermacher seinen Zuhörern die Zeichen der Zeit und flößte ihnen wieder Mut und Vertrauen auf die Zukunft ein. Gegenüber der bisherigen lutherischen Orthodoxie und konfessionellen Rechthaberei wies Schleiermacher darauf hin, daß die Frömmigkeit im Innern jeder Seele von selbst entspringe und innere Freiheit die erste Bedingung echter Religiosität sei. Ohne die Leidenschaftlichkeit Kleists und den Überschwang Fichtes sprach er in feiner und schlichter Form auf dem Wege des Verstandes zum Herzen und wirkte auf den Willen. So erhielt die patriotische Begeisterung ihre höchste Weihe: die religiöse.

Fichtes und Schleiermachers Ideen übten bei dem großen Ansehen ihrer Namen einen entscheidenden Einfluß auch auf einen Verein von 300—400 Mitgliedern, den verschiedensten Ständen angehörig, aus, dessen tatsächliche Leistungen wohl weit hinter dem zurückstehen, was ihm besonders von französischer Seite zugeschrieben wurde. Im Frühjahre 1808 ward von mehreren patriotisch gesinnten Männern wie Heinrich von Bardeleben, Prof. von Baczko, General Eisenhart und Kriegsrat Vellhagen zu Königsberg in Ostpreußen ein „sittlich wissenschaftlicher Verein“, der „Tugendbund“, gestiftet worden, welcher bald auch in den anderen Provinzen der preußischen Monarchie Teilnehmer fand. Dieser wollte die durch das nationale Unglück verzweifelten Gemüter wieder aufrichten, physisches und nationales Elend lindern, für volkstümliche Jugenderziehung sorgen, die Wiederherstellung des Heeres betreiben, Patriotismus und Anhänglichkeit an das Königshaus allenthalben pflegen. Diesen offenen Bestrebungen reihte sich die geheime Absicht an, das französische Joch abzuschütteln. Stein, Scharnhorst, Gneisenau, Fichte hatten niemals dem Tugendbunde angehört; Blücher, zum Beitritt aufgefordert, hatte in seiner Urwüchsigkeit mit den Worten: „Das sind lauter Federfuchsereien, dummes Zeug“ abgelehnt. Eine reale Wirkung auf den Gang der Ereignisse hatte der Verein, der übrigens schon Dezember 1809 von Friedrich Wilhelm III. aufgehoben wurde, niemals genommen.

Zu Ausgang des Jahres 1808 trat der tiefe Verfall Deutschlands allen guten Patrioten noch einmal so recht vor Augen, um in den einen grimmige Verachtung und Schmerz zu erwecken, in anderen aber die Sehnsucht nach einer besseren Zeit noch sehnender empfinden zu lassen. Wie Trabanten erschienen Deutschlands Fürsten auf dem Erfurter Kongreß im Gefolge des französischen Kaisers und drängten sich förmlich, einen Schimmer der Sonne Napoleons zu erhaschen. Worte der herbsten Mißachtung über diesen traurigen Ausklang deutscher Landesherrlichkeit ertönten aus dem Munde des patriotischen Dichters Friedrich August von

Staegemann in seiner Ode an die Fürsten des Rheinbundes (Oktober 1808).

> „Unedles Erz, nichtswürdiges Wurmgespinst
> sind Kron' und Sammet gleissender Könige,
> wenn Schmach die Stirn beugt, wenn den Purpur-
> Mantel am Hacken die Kette festhält."

Vor einem „Parterre von Kaisern und Königen" hatte der berühmte Talma gespielt, nur Österreichs Herrscher fehlte. Der kaiserliche Geist war in der Wiener Hofburg nicht erloschen. Langsam, doch stetig reiften die Pläne Franz I.; noch einmal wollten die Habsburger das Banner des deutschen Volkes erheben. Wie Frühlingsstürme ging es durch alle deutschen Lande, als sie zu Beginn des Jahres 1809 das Zeichen zum Kampf gaben:

> „Was soll der Zauber in Tod und Lied,
> Der wie der Lenz über Gräber zieht,
> Wenn er die lebendig Toten nicht weckt,
> Nicht auf die feigen Schlummernden schreckt.
> Steht auf, Steht auf! so ruft die Zeit,
> Schon ist der Richttag des Herrn nicht weit."

So sang Brentano; in Königsberg dichtete Staegemann voll Jubel über die Erhebung der Tiroler, die wie ein „Stern allen Deutschen voranleuchten", seine Kriegslieder; der junge Schenkendorf aber sprach aus, was im Herzen der Jugend widerhallte:

> „Ein kühnes Wort gesprochen
> Hat die riesenhafte Zeit
> Und im Herzen hat's geklungen,
> In dem Herzen wohnt das Recht,
> Stahl von Männerfaust geschwungen,
> Rettet einzig dies Geschlecht."

Heller und reiner schlug die Flamme der Begeisterung in keines anderen Dichters Seele auf als in der Heinrichs v. Kleist. Für ihn galt Franz I. als der Vormund, Vater und Wiederhersteller der Deutschen, der den großmütigen Kampf für das Heil des unterdrückten und bisher noch wenig dankbaren Deutschland unternommen hat, der „der Welt ein Retter" dem Mordgeist Napoleons entgegentritt. In kraftvollen Versen ruft Kleist das Volk unter die Fahnen:

> „Schaumt ein uferloses Meer
> Über diese Franken her!
> Brüder, wer ein Deutscher Mann,
> Schließe diesem Kampf sich an."

In vollem, mächtigen Strome rauschte sein Patriotismus in seinem „Katechismus der Deutschen, abgefaßt nach dem Spanischen, zum Gebrauche für Kinder und Alte" daher. Die Vaterlandsliebe sollte gleichsam religiöse Weihe erhalten, die Heils- und Rettungslehre vom Vaterlande Alt und Jung eingeprägt werden. Die höchsten Güter, die Gott dem Menschen

des österreichischen Ministers Grafen Philipp Stadion gestellt waren, blieb aus. Die Truppen der Rheinbund-Fürsten kämpften gegen die Habsburger so mutig, wie die besten Franzosen, Preußen aber hatte im März 1809 seine Teilnahme an dem gerechten Kampfe mit Bestimmtheit verweigert.

Schon seit 1808 hatten wohl die bedeutendsten Politiker dieses Landes die innigste Verbindung mit Österreich befürwortet. Wie Graf Philipp Stadion waren sie der Überzeugung, daß der Krieg gegen Frankreich ein wahrer Volkskrieg sein müße. Für die Bildung der Landwehr und des Landsturmes wurden Pläne entworfen, welche damals in tiefes Geheimnis gehüllt, erst fünf Jahre später zur Tat geworden sind. Am 21. August 1808 überreichte Freiherr von Stein dem König einen Entwurf Scharnhorsts, wonach beide Staaten sich vereinigen sollten, um den allgemeinen Feind niederzuwerfen. Der König prüfte die detaillierten Vorschläge über die zu ergreifenden Maßnahmen mit großer Aufmerksamkeit, erklärte jedoch in einer Unterredung mit Stein, Scharnhorst und Gneisenau, daß diese Pläne nur insofern ausführbar seien als Rußland an dem Kriege teilnehmen würde. Alle Bemühungen, den König zu einem endgültigen Entschluß zu bringen, blieben erfolglos. Friedrich Wilhelm III. zweifelte an der Kraft seines Volkes, seiner Heerführer und mißtraute Österreich. Trotzdem wurden die Verhandlungen mit Österreich fortgesetzt. Die Erklärungen des preußischen Oberst Grafen Götzen, der im Oktober mit GM. Ferdinand Grafen von Bubna in der Ottendorfer Mühle, südlich Braunau in Böhmen, eine Zusammenkunft hatte, ließen an den Beitritt Preußens nicht zweifeln.

In dieser kritischen Zeit ward aber die preußische Kriegspartei um ihren ersten und größten Führer gebracht. Ein von Stein an den Fürsten Wittgenstein gerichteter Brief, worin unter anderem geäußert war, man müsse den Geist der Unzufriedenheit in Westfalen unterhalten, war von französischen Polizeiorganen aufgefangen und im Moniteur vom 8. Septeberm 1808 abgedruckt worden. Stein bat den König um siene Entlassung, die derselbe am 24. November annahm. In den ersten Tagen des Januar 1809 traf ein Dekret Napoleons in Berlin ein: „Le nommé Stein cherchant à exciter des troubles en Allemagne est déclaré ennemi de la France et de la confédération du Rhin. Les biens que le dit Stein possèderait soit en France soit dans les pays de la confédération du Rhin, seront séquestrés. Le dit Steins sera saisi de sa personne partout où il pourra être atteint par nos troupes ou celles de nos alliés.

En notre camp imperial de Madrid, le 16 decembre 1808

Napoléon.“

blick wie dieser entschuldigt vielleicht die Freude einige Äußerungen, welche unter andern Umständen die Bescheidenheit mir verbieten würde. Wenn es mir heute gelänge, Euer Exzellenz die Diktatur (im altrömischen Sinne des Wortes) über alles, was zur Rettung von Deutschland unternommen werden müßte, zusprechen zu lassen, wollte ich morgen, mit meinem Tagewerk zufrieden, über den Ausgang und die Zukunft beruhigt, die Welt verlassen."

Als Gentz bald nach Steins Abreise nach Wien berufen ward, ging er in der festen Überzeugung, daß Graf Stadion Steins Anwesenheit am Sitze der Zentralgewalt baldigst wünschen werde. Von welcher Wirkung die Gegenwart desselben auf die Belebung und Beschleunigung der großen politischen und militärischen Maßregeln gewesen wäre, ist unberechenbar. Stadion aber tat keinen Schritt, den preußischen Exminister in Wien zu sehen, und diesem lag es fern, sich in einen fremden Wirkungskreis unberufen einzudrängen. Er verschmähte es (Brief an Gentz, Brünn, 20. April 1809), „die zudringlich-lästige und zwecklos-tätige Rolle eines nach der Wiederherstellung seines Zustandes jagenden Emigranten zu übernehmen."

So blieb eine Kraft von Österreich unbenützt, dessen Fehlen in Preußen nur zu schmerzlich von allen Patrioten empfunden ward. Immer größer wurde der Einfluß des Zaren Alexander auf den König; Friedrich Wilhelms Besuch in Petersburg befestigte noch mehr seinen Entschluß, nicht ohne Rußland zu handeln. „Dieser Alexander ist zu Preußens Unglück geboren," schrieb Gneisenau am 3. März an Stein, und kennzeichnete damit die Gesinnung aller jener, die nur im engsten Anschluß an Österreich Preußens Rettung ersahen. Indem man sich so in Königsberg dem einschläfernden Glauben an Rußland hingab, entfernte man sich immer mehr von Österreich, welches für die Wiederherstellung eines freien Deutschland waffnete. Eine Note des preußischen Ministers vom 13. März machte alle auf die Mitwirkung der Hohenzollern gebauten Pläne Österreichs zu nichte. „Sa Majesté," hieß es in derselben, „persiste à regarder une rupture entre l'Autriche et la France comme un malheur pour l'Europe en général et particulièrement pour l'Allemagne."

Je näher der Moment des Ausbruches des französisch-österreichischen Krieges rückte, umso höher war auch die Erregung in Preußen unter den heißblütigen Elementen, namentlich in der Armee gestiegen. In lautem Groll wetterte Blücher und ersehnte die Gelegenheit, gegen die verhaßten Franzosen zu Feld zu ziehen. Als im März der Herzog von Braunschweig in Böhmen an der Grenze der Grafschaft Glatz ein Freikorps gegen die Franzosen warb, zogen ihm aus Schlesien Offiziere und Mannschaft zu, vorerst nur vereinzelt, dann in verstärktem Masse,

als sich das Gerücht verbreitete und allgemeinen Glauben fand, der König habe seine Zustimmung hiezu gegeben. (Bericht des Generalen Grawert an Minister Grafen Goltz vom 31. April in Sterns Abhandlungen zur Geschichte der preußischen Reformzeit.) Eine ähnliche Stimmung herrschte in Berlin und der ganzen Mark. Sie sei derartig, berichtete Minister Goltz am 5. April nach Königsberg, daß man beim ersten Zusammenstoß zwischen Österreich und Frankreich Ausbrüche zugunsten des ersteren erwarten könne. Strenge Maßregeln würden nur dazu dienen. einen für die legitime Autorität verhängnisvollen Kampf zwischen Regierung und Volk hervorzurufen.

Friedrich Wilhelm war jedoch nicht gesonnen, „den jungen Leuten seines Landes nachzuahmen, die alle, obwohl gut gesinnt, sich doch von aufbrausenden Leidenschaften hinreißen ließen“. Strenge Weisungen ergingen an Oberst Grafen Götzen in Schlesien und nach Berlin. Hier war die Erregung nach dem Ausbruch der Feindseligkeiten noch höher gestiegen. Täglich ereigneten sich Vorfälle, die von der feindseligen Stimmung der Bevölkerung gegen die Franzosen beredtes Zeugnis gaben. Der Kommandant der Berliner Garnison Graf Chasot bot dem Erzherzog Karl ein Freikorps an und konnte nur durch die eindringlichsten Vorstellungen Goltzens hievon abgebracht werden. Der Kommandant der brandenburgischen Brigade General Tauenzien schilderte die Zustände in den grellsten Farben. Er forderte eine Verstärkung der Berliner Garnison durch verläßliche Truppen, da er sonst für nichts stehe, und beschwerte sich besonders über Chasot und Schill.

Friedrich Wilhelm III. vernahm diese Mitteilungen mit unbeschreiblichem Mißfallen. Er war fest entschlossen, jeden Ungehorsam mit der größten Strenge zu ahnden; Schill und Chasot sollten sich sofort nach Königsberg verfügen. Allein der Befehl des Königs kam zu spät. Am 22. April war unter Leitung des westfälischen Obersten Ferdinand Freiherrn von Dörnberg in Homburg eine Revolution ausgebrochen, deren Ziel es war, sich der Person König Jerômes zu versichern und das Kurfürstentum seinem rechtmäßigen Herrn zurückzugeben. Unzulänglich vorbereitet, scheiterte das Unternehmen völlig. Da glaubte Schill die Zeit gekommen, seinen westfälischen Freunden zu Hilfe eilen zu müssen. Am 28. April verließ er mit seinem Regiment Berlin — zur vollen Überraschung und höchsten Bestürzung aller maßgebenden Autoritäten. Gemeinschaftlich mit dem Generalen Tauenzien verfaßte Minister Goltz einen Bericht an den König, indem er ihn beschwor, auf Österreichs Seite zu treten und nach Berlin zu kommen.

Friedrich Wilhelm war empört über die „beispiellose Insubordination“ Schills. Er enthob Tauenzien seines Kommandos und verhängte über Chasot, der den Bericht des

Ministers überbracht hatte, sofortigen Arrest. Der erregten Äußerung der öffentlichen Meinung aber seine Entschlüsse und Pläne anzupassen, war der König durchaus nicht gewillt. Trotzdem übte die Unternehmung Schills einen tiefgreifenden Einfluß auf seine Politik aus, denn ohne für Deutschland, geschweige denn für Österreich Nutzen gebracht zu haben, war sie die Ursache, daß Friedrich Wilhelm jedwede Kundgebung von Teilnahme an Österreichs Sache ängstlicher denn je vermied. Preußen blieb bis zum Abschluß des Schönbrunner Friedens neutral.

Mit begeisternden Worten hatten Dichter und Denker zum Kampf gegen die Übermacht des Korsen aufgefordert; in Österreichs schwarz-gelben Fahnen hatte Deutschlands Jugend die Banner deutscher Freiheit erblickt; die besten Männer der Nation fanden ihr eigenes Sinnen und Trachten, Wünschen und Fühlen in den Bestrebungen der Habsburger verwoben — und doch blieb Österreich in dem gewaltigen Ringen allein. Selbst nach den Unglückstagen in Bayern schrieb Gneisenau noch: „Die einzige Hoffnung steht auf der Wehrlust der Nation in Österreich, die entschlossen sein soll, sich der Sklaverei zu erwehren.“ Furchtlos und treu dem Aufruf des Kaisers folgend, hat dessen buntsprachiges Völkergemenge für Deutschlands Ehre gefochten. Unwandelbare Liebe „zum Haus und Staat Österreich“, zur Dynastie, hatte seine Völker wie mit ehernem Band aneinander geschmiegt, wie aus den folgenden Ausführungen klar werden wird. „Ohne Glück bezwangen sie das Glück.“ Wenn daher eine tendenziös gefärbte Literatur Österreichs Verdienst um die Freiheit Europas nach dem Erfolg des Jahres 1809 verkleinernd beurteilt, so seien ihr die Verse König Ludwig I. von Bayern entgegengesetzt:

„Heller Tag seit Aspern ist's geworden,
Wo ein Blitz durchleuchtete die Nacht;
In dem Siegeszug nach Süd von Norden
Ward das Niegeschehene vollbracht;
Nichts, was überträfe, ward besungen.
Viele Siege wurden nun errungen,
Größere als wir bei Aspern sahn,
Doch das Wichtigste: die Grundlag geben,
Ohne die kein Bau sich kann erheben.
Schwerstes: der Beginn der Siegesbahn“

## II. Österreich.

### *A) Der neue Kurs der Ära Stadion: Führende Persönlichkeiten, Hof, Adel, Bürger und Bauer.*

„Niemals darf ein Mensch, niemals darf ein Volk wähnen, sein Ende sei gekommen. Das Andenken großer Zeiten, das Andenken großer Männer muss verbannen, was den Aufschwung

lähmen kann. Güterverlust läßt sich ersetzen, über anderen Verlust tröstet die Zeit; nur ein Übel ist unheilbar — wenn der Mensch sich selbst aufgibt." In keiner anderen Epoche der Weltgeschichte konnte dieser Ausspruch Johannes von Müller stärker zur Erscheinung treten, als zur Zeit, da aus den Wirren und Greueln des revolutionären Frankreichs Napoleons Heerkaisertum emporstieg, die alte Staatenordnung versank und die Staatenlenker Westeuropas verblendet ihre Kräfte französischer „gloire" opferten. Zu keiner anderen Zeit hätten diese Worte, Weckrufen gleich, zu zielbewußter Energie und mutvoller Kraftentfaltung mehr anspornen können als gerade damals. Wenn es auch noch Jahre bedurfte, ehe die Erkenntnis sich in glorreiche Tat umsetzte, so hatte das Reich der Habsburger schon 1809 der staunenden Welt gezeigt, welche Macht in „vereinten Kräften" liege.

Zäh und ungebrochen, im Gefühl seiner angeborenen Würde und der auf ihr ruhenden majestätischen Tradition eines tausendjährigen Reiches hatte Kaiser Franz II. seit 1792 den Kampf gegen Revolution und fränkische Willkür begonnen und immer wieder erneuert. Drei unglückliche Kriege hatten Österreich geschwächt und verkleinert. Durch die Friedensschlüsse von Campoformio, Luneville und Preßburg ward jedesmal ein Stück der Monarchie abgerissen, aber ihr Lebensnerv blieb unversehrt, ja der ganze Stolz eines in seinen Wurzeln ungebrochenen Kraftgefühles bäumte sich nach der Niederlage des Jahres 1805 auf. Noch unter dem Eindruck der Niederlage von Austerlitz waren jene Personen, die den meisten Anteil an dem unheilvollen Ausgang des Krieges gehabt hatten, von der Führung der Geschäfte entfernt worden. „Die Monarchie ist erschüttert," schrieb Erzherzog Carl seinem kaiserlichen Bruder, „alle Bestandteile sind aus ihren Fugen gerissen, Verwirrung ist an die Stelle der Ordnung getreten. Die Grundpfeiler drohen ihrem Einsturz, wenn der Geist der Vorsehung nicht über Dir waltet." (22. Dezember 1805.)

Die tüchtigsten Männer des damaligen Österreichs sollten nun an die wichtigsten Stellen der Staatsverwaltung gesetzt, neues Blut dem alten Staatskörper zugeführt werden. Die tiefe Abneigung des Kaisers gegen alles Tun, welches nicht von ihm befohlen, war wenigstens augenblicklich überwunden worden. Drangen auch nicht alle Vorschläge Erzherzog Carls durch, so war es doch ein unermeßlicher Gewinn, daß Franz II., wie sein Bruder angeraten, an Stelle Cobenzls den bisherigen Botschafter am Petersburger Hof, Grafen Philipp Stadion mit der Leitung der auswärtigen Geschäfte betraute. Sein Name bedeutete ein Programm, von seinen Fähigkeiten sollten Österreichs Geschicke abhängen.

Aus altem Graubündtner Geschlecht entsprossen (geboren 1763 zu Mainz), Reichsritter vom Scheitel bis zur Zehe, aus-

schließlicher und vorurteilsvoller als Friedrich von Stein, war er von den geistigen Anschauungen des Jahrhunderts erfüllt, nachdem er auf der Göttinger Hochschule tiefe staatswissenschaftliche Studien betrieben hatte. Schön und lebhaft, von spiegelklarem Ehrgefühl, pflichtgetreu und unbefangen, liebte er Mannesstolz und Freimut, wie er ihn selbst besaß. Unumwunden konnte jeder auch eine der seinigen entgegengesetzte Ansicht vortragen, ohne Unwillen zu erregen. Es ist wohl wahr, daß in Stadions finanziellem Haushalt die größte Unordnung herrschte, allein das Bewußtsein seiner hohen Mission bewahrte ihn davor, in seiner amtlichen Aufgabe hiedurch beeinflußt zu werden. Für ihn gilt das Wort:



Graf Philipp Stadion.

„Auch große Männer hatten Schwächen und büßten darum nichts an Größe ein", und deshalb mag es gesagt sein, daß er die Dinge leichter nahm als es die Verhältnisse gestatteten und im Unglück zu schnell Zuversicht und Mut verlor.

Als Stadion 1790 nach Wien gekommen, hatte er in den damaligen Hofkreisen wenig Sympathien erworben; seine freimütige Art, sein ungekünsteltes Wesen wurde in der kühlen Atmosphäre, die hier herrschte, beinahe mitleidig betrachtet. Der greise Kaunitz allein erkannte den Kern dieser Natur und dank seinem Einfluß kam Stadion anfänglich schnell empor. Er wurde zuerst Gesandter in Stockholm, dann Botschafter in London, wo er sich mit Vorliebe in britische Anschauungen und Zustände einlebte. Dann aber blieben auch

adels. Manche, selbst bedeutende Männer waren sogar der Ansicht, daß Österreich für seine Sicherheit durch ein enges, dauerndes Bündnis mit Frankreich am besten sorge, wie ja Bayern und Württemberg auch durch ihre Verbindung mit Napoleon größer denn je geworden seien.

Ein treues Stimmungsbild der damaligen Hof- und Regierungsparteien gewähren die Denkwürdigkeiten des Erzherzog Johann. Kaum 9 Jahre alt, war er 1790 aus Florenz nach Wien gekommen und hatte nach dem Tode des Vaters seinen um 14 Jahre älteren Bruder Franz als Kaiser und Familienhaupt ehren gelernt. Ihn, den Jüngling, der noch vor kurzem im Bepacken der Kavalleriepferde unterrichtet worden war, hatte der Kaiser im September 1800 als Feldzeugmeister an die Spitze der Armee in Deutschland, zugleich



Erzherzog Johann.

aber unter den Befehl des FML. Lauer gestellt. Die Niederlage bei Hohenlinden am 3. Dezember fiel nicht dem Prinzen zur Last, aber dennoch haftete sie an seinem Namen. Noch im Dezember gab er das kurze Scheinkommando ab und kehrte nach Wien zurück. 1801 zum Generaldirektor des Genie- und Fortifikationswesens ernannt, führte ihn eigene Neigung dahin, die Aufgabe seiner neuen Stellung fast ausschließlich in der Befestigung der Alpen zu suchen, die er zu einer großen, von allen Kriegsereignissen unabhängigen Festung zu gestalten wünschte. 1804 bereiste er durch vier Monate die Alpenländer; in Tirol und Salzburg, in Kärnten und Steiermark wurde sein Name mit Freude und Liebe genannt, denn die Leutseligkeit des jungen Prinzen, der bei Scheibenschießen und Volksfesten sich inmitten der Volksmenge zeigte, war bald allbekannt. Naturwissenschaftliche, geschichtliche und künstlerische Arbeiten nahmen ihn neben den militärischen in

Anspruch; er begann zu sammeln, ließ die Archive durchforschen und Abschriften nehmen und gab sich mit frischem Aufschwung einem geistigen Leben hin, welches ihn auch für die Auffassung großer politischer Verhältnisse reif machte. Selbst nach dem Feldzuge 1805, in welchem seine Hauptta'igkeit sich auf die Organisierung der Tiroler Landmiliz erstreckt hatte, verzweifelte er nicht an Österreichs Wiedergeburt. „Es gilt die Grundlage zu einem neuen Gebäude zu legen: erleben wir auch die Vollendung nicht, so werden doch unsere Nachkommen die Früchte ernten," schrieb er im Juli 1806. „Meine Hoffnung gründet sich auf das Eintreten des großen entscheidenden Augenblicks, in welchem die jetzt unter dem Stolz und der Willkür Frankreichs tief gebeugte deutsche Nation einen Aufschwung nehmen und das entehrende Joch abschütteln wird." Diesen herbeizuführen drängte und trieb er, aber er wußte auch, daß es dann an Führern nicht fehlen dürfe. Er selbst wollte diese Männer der Zukunft aufsuchen und sann, im voraus für die Erhebung der Völker die militärische Form zu schaffen.*)

Wie konnte aber an eine machtvolle Erhebung gedacht werden, wenn nicht der Staat sich wieder neu gekräftigt hätte, wenn nicht alle jene, die in Amt und Würden saßen, von der gleichen Gesinnung erfüllt waren, wenn nicht alle Stände der Monarchie ebenso durchdrungen waren von der Notwendigkeit eines neuen Krieges gegen den Korsen als der kaiserliche Prinz. „Er aber besaß einen glühenden Patriotismus. Die Ehre und Macht des kaiserlichen Hauses, die Einigkeit und Wohlfahrt Deutschlands gingen ihm über alles. Er war von Abkunft ein Habsburg-Lothringer, von Geburt ein Italiener, aber Frankreich und Italien gegenüber war er vom ganzen Herzen ein Deutscher." **) Mit bitterem Wehgefühl mußte es ihn daher erfüllen, wenn er selbst nach 1805 wahrnahm, daß von mancher Seite ein enger Anschluß an Frankreich als das nächste anstrebenswerte Ziel Österreichs propagiert wurde. Nicht als Politiker von Beruf, aber als Mann von vielseitiger Bildung, warmem und natürlichem Gefühle zeichnete er daher in seinen Denkwürdigkeiten „die Individuen der Staatsmaschine", welche er in drei Kategorien einteilte.

„Die erste Gruppe bilden jene, „die das Böse kennen, es wollen, ausüben oder wenigstens nicht hindern; erstere sind die gefährlichen, aber in geringer Zahl, letztere werden meistens

*) Ob ihm die Priorität des Gedankens zur Errichtung der Landwehr gebührt, ist wol nicht erweislich, wenn auch innere Gründe hiefür sprechen und Hormayr dies in dem Werke: „Das Heer von Innerösterreich unter den Befehlen des Erzherzogs Johann im Krieg von 1809, Leipzig 1817" ausdrücklich hervorhebt.

**) Aus einer Rede des Herrn Pfarrers Richard Knabl anläßlich der 37. Jahresversammlung der k. k. landwirtschaftlichen Gesellschaft.

durch Privatabsichten und Gefühle geleitet und sind mehr als gefährliche Egoisten zu betrachten. Dieser gibt es leider viele."

„Die zweiten sind jene," so charakterisiert der Prinz, „die die Übel und Mängel kennen, aber entweder zu träge sind, um nach Hilfsmitteln zu greifen, folglich alles seinen alten Gang gehen lassen — gleichviel was daraus entsteht, — oder nicht die Fähigkeiten haben, um Mittel ausfindig zu machen, wie den dem Staate drohenden Gefahren zu steuern sei. Diese, die leider die größte Zahl ausmachen, suchen also entweder die von Vernünftigen vorgeschlagenen Maßregeln als überflüssig zu schildern, kurz sich selbst einzuschläfern und zu übertäuben, um das Übel nicht zu sehen, was sie nicht ändern können."

„Der dritte Teil, leider die allerwenigsten, sind jene, die im Stande wären, zu helfen, zu wirken, die gerne alle ihre Kräfte dazu verwenden würden. Diese müssen aber leider dem Neide, der Mißgunst der vorigen unterliegen."

So klassifizierte der Erzherzog in seiner Denkschrift vom 15. Februar 1807, welche er „als einer der ersten Untertanen, als Staatsdiener, mein Vaterland innigliebend" abfaßte, die österreichische Beamtenschaft und legte den Finger auf eine Wunde, die erst langsam heilen mußte. Die Macht der Trägheit, welche in dieser großen zweiten Gruppe lag, welche den Frieden nur zu erhalten wünschte, weil sie den Krieg fürchtete, mußte überwunden werden. Dem Erzherzog Johann gleich waren denn auch Stadion und Erzherzog Carl ebenfalls hierüber nur einer Meinung. War ersterer berufen, den österreichischen Staat durch alle Fährlichkeiten der großen politischen und kriegerischen Ereignisse der nächsten Zeiten hindurchzuleiten, so wurde letzterer durch das kaiserliche Handschreiben vom 6. Februar dazu ausersehen, die Wehrkraft des Reiches gegen jeden Angriff zu wappnen und in Friedenszeiten als Generalissimus die ganze Kriegsmacht dergestalt zu leiten, „daß er dem Hofkriegsrat mit allen übrigen Branchen vorstehen solle." Beide Männer trachteten die tauglichen Werkzeuge für ihre Ziele zu schmieden, beide waren bestrebt die besten Kräfte in den Dienst der hohen Aufgabe zu stellen, die sie zu erfüllen berufen waren.

In ihrer Tätigkeit sich ergänzend waren beide von der Überzeugung getragen, daß ein neuer Krieg mit Napoleon in der Zukunft unausbleiblich sei, daß aber für diesen die Anstrengungen nicht ausreichen würden, welche sich bloß erzwingen ließen. Einem Feldherrn wie Napoleon, einem Volke wie den Franzosen gegenüber könne die herkömmliche Kriegführung nicht standhalten. Österreich mußte den Kampf nicht allein mit Gulden und Soldaten, sondern auch mit dem Herzen führen. Gegen den stürmischen Elan der französischem Armee mußte ein Feuer edlerer Art entzündet werden, welches

Die Männer alle nun zu charakterisieren, die als Glieder der staatlichen oder militärischen Hierarchie teils beratend, teils ausführend an der großen organisatorischen und geistigen Wandlung Österreichs seit 1806 Anteil hatten, würde aus dem Rahmen dieser Ausführungen fallen. Eines Mannes sei jedoch gedacht, der auf die Geschichte der Monarchie einen so tiefgreifenden Einfluß ausgeübt wie wenige, der sich des unbedingten Vertrauens des Kaisers erfreute, mit dem er stundenlang beisammen saß, der die geheimsten Pläne und Ansichten des Kaisers kannte und deren Ausführung besorgte, nämlich des Hofrates Anton Freiherrn von Baldacci. Erz herzog Rainer schildert seinen Charakter in den düstersten Farben, aber auch Erzherzog Carl spricht sich in scharfer Weise über ihn aus; beide trachteten ihn aus der Umgebung des Kaisers zu entfernen, aber ohne Erfolg. Baldacci blieb der zivile Vertrauensmann des Kaisers wie es FML. Kutschera, seit 1805 Generaladjutant, der militärische war. Beide arbeiteten gegen den erzherzoglichen Einfluß, Kutschera als militärischer Emporkömmling zugunsten seiner Vertrauensstellung beim Kaiser, — Baldacci (1762 zu Wien geboren, † 1841) als Staatsbeamter, der von der Pike auf gedient hatte und die Erzherzoge als unbequeme Konkurrenten in der Steuerung der Staatsmaschine ansah.

Baldacci, dem auch korsisches Blut in den Adern floss, vereinigte mit einem leidenschaftlichen Charakter Energie, Ausdauer und eine glückliche Auffassungsgabe. Durch öftere Bereisungen mit den Zuständen aller Erbländer näher vertraut, die Gesetze und Einrichtungen der ungarischen wie der deutschen Provinzen genau kennend und den auswärtigen Beziehungen der Monarchie mit gespannter Aufmerksamkeit folgend, wurde er in jener Zeit der einflußreichste Ratgeber des Kaisers. Ohne äußere Vorzüge — Gestalt und Wesen erinnerten an einen spanischen Mönch — gewann ihm seine unermüdliche Arbeitskraft und das Talent, selbst die schwierigsten Fragen in leicht faßlicher Weise vorzutragen, das unbedingte Vertrauen des Monarchen. Sein Haß gegen Napoleon, der wie bei Pozzo di Borgo einen Grundzug seines Wesens ausmachte, befestigte dieses Band, und so wurde die Stellung Baldaccis, der Kaiser Franz auch beim Ausbruch des Krieges zur Armee folgte, zu einer ganz außerordentlichen. Trotzdem konnten selbst seine Anhänger wenig Gutes ihm nachrühmen, die öffentliche Meinung aber erblickte in ihm den Urheber böser Ratschläge, die Ursache aller Mißgriffe und scheute sich nicht vor dem Urteil, daß er unwürdige Beamte protegiere.

Bestand auf diese Weise mit Baldacci in der unmittelbaren Umgebung des Kaisers eine Nebengewalt, die die Pläne Stadions und der Erzherzoge oft durchkreuzte und ihre Maßnahmen abschwächte, so war in der Person

Friedrichs von Gentz ein Mann gefunden, der — seit 1805 wohl nur in halbamtlicher Stellung — so recht im Sinne des Ministers des Auswärtigen seine ganze hohe, glänzende Begabung für die Erhebung gegen Napoleon einsetzte, politische Fäden fast mit allen Staaten Europas wob und knüpfte, so daß sein Name unlöslich mit dieser Epoche der Geschichte Österreichs verknüpft erscheint.

Nicht als „Großpensionär Europas", wie Gentz später wohl mit Recht abfällig genannt wurde, nicht als Sybarit, wie ihn Grillparzer schildern konnte, sondern als faszinierende Erscheinung in der Vollkraft seiner Jahre kam Gentz 1802 nach Wien, in fast apollinischer Schönheit, hoheitsvoll und siegesbewußt und dabei doch von sinnlicher Weichheit, wie ihn Lawrences Bild aus der Kongreßzeit zeigt.

Nur auf den Wunsch seines Vaters, eines höheren preußischen Beamten, hatte (Gentz 1764 zu Breslau geboren, † 9. Juni 1832 zu Wien) die Beamtenlaufbahn eingeschlagen. Unter einfachen bürgerlichen Verhältnissen in seiner Vaterstadt und Berlin groß geworden, hatte er in Königsberg zwei Jahre Rechte studiert, wo ihm durch Kant die erste starke geistige Anregung zuteil geworden war. 21 Jahre alt kehrte er nach Berlin zurück, wurde Sekretär bei der Seehandlung, trat aber bald in das Generaldirektorium, der höchsten Zentralstelle der Verwaltung über. 17 Jahre nun, von 1785—1802, diente Gentz als Beamter bei den verschiedenen Abteilungen dieser komplizierten Behörde, die er so in den meisten Zweigen praktisch kennen lernte. Schnelle Karriere sollte ihm nicht beschieden sein. Nach sechsjähriger Dienstzeit hatte er noch immer kein Fixum und konnte von Glück sagen, wenn er in Jahr und Tag zu einem Gehalt von 300 und in 12—15 Jahren zu 600 oder 700 Talern hätte vorrücken können. Dies waren schlechte Aussichten für einen Mann von seinen Anlagen, den die Notwendigkeit drückte „in Sachen zu arbeiten, die man fast nicht schlecht machen kann, sobald man Menschenverstand hat."

Eine Entschädigung für das trostlose Amtsleben gewährten ihm jedoch seine vornehmen gesellschaftlichen Beziehungen. Durch seinen Vetter, den Hofprediger Ancillon, den schwedischen Gesandschaftsattaché Brinkmann und einen Major von Schack war Gentz, der sich schon früher in der gewählten bürgerlichen Gesellschaft bewegt hatte, auch in höhere Kreise eingeführt und in ihnen heimisch geworden. Mit den Prinzen Louis Ferdinand und August, mit dem Fürstenpaar Radziwil, mit fast allen preußischen Ministern und Diplomaten trat er in nahen Verkehr. Stein, Wilhelm von Humboldt, Hardenberg, Stadion, Metternich, damals Gesandter in Dresden, erkannten seine außerordentliche Begabung und waren ihm wohlgesinnt, seine äußere Stellung aber war die eines

Kriegsrates mit karger Besoldung geblieben und gab ihm keine Aussicht zu dem Eintritt in höhere Wirkungskreise. Dagegen hatte er schon zu Thuguts Zeit die Aufmerksamkeit des Wiener Hofes auf sich gelenkt und so fand er — es ist müßig zu untersuchen, ob er sich selbst anbot oder berufen wurde — ohne daß ihm ein bestimmter Beamtenposten zugesagt worden wäre, Anstellung in Wien, nachdem er im September 1802 sein Abschiedsgesuch bei der preußischen Behörde eingereicht hatte. Er bekam einen Gehalt von 4000 Gulden jährlich und den Titel: „kaiserlicher Rat“; eine erledigteStelle in der Staatskanzlei, wie er gewünscht und erhofft hatte, blieb ihm versagt.

War demnach sein amtlicher Pflichtenkreis weder früher, noch später sehr bedeutend, so war seine gesellschaftliche Stellung gleich von Anfang um so hervorragender. 1803 sind ihm, dem Ausländer und Bürgerlichen, die Häuser des gesamten hohen Adels in Wien offen. Er stürzte sich in die Gesellschaften der großen Welt und brachte bei Rasumofsky, dem russischen Gesandten, dem schwedischen Gesandten Freiherrn von Arnsfeldt, einem mit Narben bedeckten Soldaten von glänzendem Mute und Liebling der Frauen, der Gräfin Kinsky, dem Fürsten von Ligne, Clary u. a. m. Tage und Abende zu. Dabei war er ungeheuer exklusiv, verkehrte nur mit der „crême de la crême“ und einigen großen Geldleuten. Literaten, Professoren, bürgerliche Beamte erschienen wie Fremdlinge in seinen Tagebuchlisten. Mit dem Hause Pichler, dem einzigen bürgerlichen Salon, der alle geistigen Größen des damaligen Wiens aufnahm, hatte er fast gar keine Fühlung. Wenn Gentz in späteren Jahren mit Geringschätzung über seine Wirksamkeit in diesem Milieu sich aussprach und annimmt, daß er in Zurückgezogenheit für die Mit- oder Nachwelt mehr geleistet hätte, so ist es ein Irrtum. In der Region der Kriegs- und Domänenräte, der Professoren und Literaten wäre er ein guter Schriftsteller wie viele andere geworden, nicht aber der Agitator jener Kreise, die damals mehr noch wie heute einen guten Teil der Völkerschicksale bestimmten. In der Tätigkeit, die er da entfaltete, liegt seine Bedeutung in der Geschichte, in Propagierung des Kampfes gegen die Universalmonarchie Napoleons seine Lebensaufgabe.

Ein weites Feld amtlicher Tätigkeit fand Gentz in Wien zunächst nicht vor, da die Politik des österreichischen Kabinetts nach dem Luneviller Frieden ein glimpfliches Auskommen mit Frankreich vorteilhafter gefunden hatte, als eine ausgesprochene Gegnerschaft. Die Muße, die er aber auf diese Weise unfreiwillig fand, nützte er in anderer Weise. Er fühlte sich dem Dienste des gesamten nicht napoleonischen Europas geweiht und da ihm seine dienstliche Stellung eine europäische Wirksamkeit nicht gestattete, suchte er, um seinem inneren Berufe zu genügen, eine solche durch seine Korrespondenz

üben. Nach allen Punkten des kriegsfähigen Europa richtete er seine Worte, welche die Gedanken und Gefühle des Schreibers in einer bisher unerreichten Durchsichtigkeit und Wärme in das Herz des Empfängers überströmen ließen. An den Kaiser von Rußland und Ludwig XVIII., an Gustav II. von Schweden und den Herzog von Orléans, an Erzherzog Johann und den Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, an den Herzog von Weimar und den Prinzen von Wales. an Pitt und Hardenberg, Stadion und Czartoryski, an die meisten hervorragenden Staatsmänner Europas sendete er Briefe und Denkschriften in fast unbegreiflicher Zahl — er selbst spricht von 2010 bedeutenderen in der Zeit von 1802—1807 — die überall als Wegweiser in der Verwirrung, als Stärkung in der Not mit Freude aufgenommen wurden.

Erst 1805 kam er wieder zum Bücherschreiben und dies zum letztenmal. Um die Mitte September dieses Jahres entwarf er wohl auf Anregung des Ministers Cobenzl den Plan zu einer Schrift: „Über das politische Gleichgewicht in Europa“, welche eine Verherrlichung der neuen austrorussischen Koalition sein und zugunsten derselben auf die öffentliche Meinung Deutschlands wirken sollte. Schon in wenigen Tagen waren zwei Kapitel des Werkes vollendet und Gentz mit ganzem Herzen an der Arbeit, als die Nachricht von der Kapitulation Ulms eintraf, die ihn tief erschütterte und seine literarischen Pläne vorläufig aufgeben ließ. „Wir sind geschlagen,“ schrieb er an seinen Freund Adam Müller, „und dahin meine herrlichsten Hoffnungen. Jetzt mag weiter geschehen, was da will, Wien verloren gehen, Bonaparte uns nach Afrika treiben usw.; ein größerer Schmerz, als den ich gelitten, trifft mich nicht mehr. Nicht gesiegt zu haben in einem Augenblick, wo aller Wert des Lebens am Siege hing, nicht gesiegt, den Teufel nicht gedemütigt, dies Leiden ist das höchste; dagegen sind alle sogenannten positiven Übel nur wahre Lumperei . . . . „

Dennoch verlangte er von Freunden und Fernerstehenden, daß sie die Hoffnung auf die Zukunft nicht aufgäben. „Wehe dem, der sich in diesem Augenblick einer feigen, unfruchtbaren Verzweiflung überlassen sollte,“ schreibt er unmittelbar nach dem Eintreffen der Hiobsbotschaft von Ulm nach Berlin, „jetzt muß man handeln, sich erheben, sich reformieren, in jedem Augenblick alles zusammendrängen.“ Selbst nach der Schlacht von Austerlitz, nach dem endgültigen Scheitern aller Hoffnungen, die er auf Preußen setzte, ließ er den Mut nicht sinken. „Durchaus verzweifeln ist unerlaubt, unmöglich“, schrieb er von Breslau aus am Weihnachtstage 1805 an Adam Müller „Es wäre gegen alle Grundgesetze der moralischen Welt, gegen das Gesetz der Stetigkeit, gegen die Denkbarkeit einer Geschichte, daß eine große alte Welt so vor unseren Augen untergehen sollte.“

Nach dem Frieden von Preßburg war im österreichischen Staatsdienst für Gentz noch weniger Raum, als vor dem Kriege. Es änderte nichts an seiner Stellung, daß Graf Philipp Stadion an die Spitze der Regierung trat. An eine Verwendung von Gentz war nicht zu denken, selbst seine Anwesenheit in Wien wäre kompromittierend gewesen, da er als erbitterter Feind Napoleons bekannt war. Zu Anfang 1806 ging er daher nach Dresden und bereitete hier die Veröffentlichung der Bruchstücke jenes Werkes über das Gleichgewicht vor, das er im September 1805 begonnen hatte. Im Sommer erschien es bei einem Petersburger Verleger unter dem Titel: „Fragmente aus der neuesten Geschichte des politischen Gleichgewichtes von Europa“ und sollte zeigen, wie das ehemalige Föderativsystem Europas durch Mißbrauch und Gewalttaten von der einen Seite, Sorglosigkeit und Erschlaffung von der anderen nach und nach erschüttert und der Verfall so übermächtig geworden sei, daß nun entweder die gänzliche Auflösung in untätiger Hingabe erwartet oder die Rückkehr zu einer besseren Existenz durch kraftvolle Entschlüsse gefunden werden müsse. Damit sollte auch eine Rechtfertigung des Krieges von 1805 gegeben sein.

Die Darstellungen hatten im Sommer 1806 freilich nur mehr historischen Wert, in der Vorrede aber, die Gentz in Dresden begonnen und am 16. April 1806 beendet hatte, lag Wirkungskraft für Gegenwart und Zukunft. „Ihr, die ihr im Schiffbruch der Zeit, von Tod und Trümmern umringt, aller Güter kostbarste und erste — einen freien umfassenden Geist, ein treues lebendiges Herz, den Sinn für die Heiligtümer der Menschheit, den Mut, ihnen alles zu opfern und den Glauben an die Zukunft gerettet, ihr echte, feuerfeste, durch gemeine Trübsal unbesiegbare, in Geist und Wahrheit stets siegreiche Helden des Jahrhunderts . . . vor allem anderen aber ihr, an die zunächst sich diese Worte richten, des Vaterlandes einsame Zierden, hochherzige, durch kein Unglück bezwungene, eines Namens würdige Deutsche — ermüdet, verzweifelt nur nicht! — Europa ist durch Deutschland gefallen, durch Deutschland muß es wieder emporsteigen. Getrennt wurden wir niedergeworfen, nur vereint können wir uns wieder erheben. Sollen die Staatskräfte Deutschlands je eins werden, so muß zuvor der Nationalwille eins sein.“ In heißer, bewegter Eindringlichkeit hält er den „wenigen Edlen“ die Pflichten vor, die die Zeit ihnen auferlegt. „Kein träges Verschließen in sich selbst, kein feiges Zurückziehen vom Schauplatz, keine träumerische Abgeschiedenheit von der Welt, keine untätige Ruhe ist euch gestattet. Ihr müßt streiten, so lange ihr atmet. Das ist das Gesetz eueres Lebens.“ Die ganze Sprachgewalt, deren der Deutsche fähig ist, hat Gentz in dieser Vorrede aufgeboten und einen Einfluss durch sie geübt, wie es noch keinem politischen Schriftsteller vor ihm gelungen war.

Heftiger Widerspruch blieb nicht aus. Vor den freiwilligen publizistischen Anwälten Frankreichs, den Buchholz, Posselt, von Bülow, vor der großen Schar feiler Zeitungs- und Broschürenschreiber konnten die „Fragmente" und ihre Vorrede keine Gnade finden; auf die praktischen Staatsmänner in Österreich und Preußen, auf die Minister und Diplomaten aber sind dieselben nicht ohne tiefe innere Wirkung geblieben. Den Grundsätzen, welche Gentz seinen Zeitgenossen gepredigt hatte, blieb er selbst auch getreu. Wo er ein Ermatten, einen Wankelmut wahrnimmt, ist er zur Stelle mit Trost oder strafendem Wort. Nach wie vor beschäftigt er sich mit Denkschriften die er nach Wien und Berlin, nach London und St. Petersburg sendet.

Ende August wurde ein Krieg zwischen Frankreich und Preußen gewiß. „Post nubila Phoebus" jubelt Gentz in einem Brief vom 7. September an Starhemberg in London. Seine ganze Tätigkeit ist jetzt auf die moralische Unterstützung Preußens gerichtet. Am 30. September erhielt er vom Minister Graf Haugwitz eine Einladung ins preußische Hauptquartier nach Naumburg, der er auch folgte. Haugwitz erbat seine Mitwirkung bei der Abfassung des Kriegsmanifestes, allein Gentz ließ sich nur herbei, einzelnen Stellen eine entschiedenere Fassung zu geben, ja er bestand auf der Streichung einer Stelle, wo gesagt war: der Kaiser von Österreich werde Preußen mit seinen Gebeten unterstützen, wenn er es nicht würde durch Taten können. Wie ungünstig aber auch der Eindruck war, den Gentz während seines kurzen Aufenthaltes vom 3.—12. Oktober im preußischen Hauptquartier empfing, auf eine Katastrophe, wie sie gleich darauf bei Jena erfolgte, war er nicht gefaßt. Die Bedeutung des Unglücks suchte er weder vor sich, noch vor anderen abzuschwächen. Wiederum schienen ihm wie nach Austerlitz „für Deutschland, für ganz Europa die Tore der Hoffnung auf immer verschlossen". „Ich ehre die Ratschläge Gottes, auch wenn er straft," schreibt er am 22. Oktober an den Fürsten Josef Franz Lobkowitz; „was er aber jetzt mit Europa im Sinne hat, wird wohl kein Sterblicher erraten."

Mit fieberhafter Ungeduld verfolgte Gentz den Verlauf des Kampfes zwischen Frankreich und Preußen-Rußland; der Tilsiter Friede zertrümmerte jedoch alle seine Hoffnungen. Nicht nur, daß Portugal in die französische Machtsphäre einbezogen wurde, Rußland an England den Krieg erklärte, so wurde auch Österreich in eine immer unfreundlichere Haltung gegen England gedrängt, der bald der offizielle Bruch folgte. Starhemberg verließ London, Adair Wien, Gentz aber blieb der politische Anwalt beider Staaten, immer wieder betonend (so in einem langen Schreiben an Canning vom 15. Juni 1808,) daß, falls England den Kontinent nicht aufgebe, Öster-

reich immer „first and last“ seiner Berechnungen sein müsse. Alle Elemente der Rettung vor Napoleons Universalmonarchie seien in Deutschland vereinigt, es handle sich nur darum sie zu beleben. Dies sei aber nicht möglich ohne Österreich.

Mit dem Spätsommer 1808, der Erhebung der Spanier und den Mißerfolgen der französischen Waffen veränderte sich die politische Szene wesentlich. Die Aussicht amtlicher Tätigkeit im Dienste einer antinapoleonischen Politik eröffnete sich wieder für Gentz, der in Prag lebte, als Graf Stadion ihm brieflich zu verstehen gab, der Augenblick, da man ihn in Wien brauchen würde, sei nahe. Sofort schritt Gentz zur Abfassung einer Denkschrift, in welcher er eine enge Verbindung mit Preußen, Allianz beider Mächte mit England anriet; die deutschen Staaten müßten zum Anschluß aufgefordert, die sich weigerten, dazu gezwungen werden.

Erst am 18. Februar 1809, zu einer Zeit, wo bereits die Entscheidung über Krieg und Frieden gefallen war, ward Gentz nach Wien berufen und mit der Abfassung des Kriegsmanifestes betraut. Er löste seine Aufgabe glänzend. Der Krieg wird von ihm als eine Waffenerhebung gekennzeichnet, die sich nicht gegen Frankreich, sondern gegen das System des Napoleonismus richte. Österreichs Ruhe und Wohlfahrt lasse sich nicht aufrecht erhalten, wenn es der Weltmacht gegenüber vereinzelt dastehe; die Knechtung des übrigen Europa bedrohe auch seine Selbstständigkeit. Daher sende es seine Heere in den Kampf, um die Willkürherrschaft Napoleons zu brechen. Nicht an die Völker, sondern an die Kabinette, an die Staatsmänner und Politiker war das Manifest gerichtet, das als ein Muster des höheren Geschäftsstils gelten kann, denn nirgends wird mit dem Schwert gerasselt, nirgends fällt ein pathetisches Wort.

Damit war Gentzens offizielle Tätigkeit wieder geschlossen, denn nach den unglücklichen Gefechten in Bayern folgte er dem Hof nach Ungarn, wo er nur mehr eine rein private Tätigkeit als Beobachter und Nachrichtensammler entfaltete. Er hatte die Höhe seiner geistigen und politischen Bedeutung erreicht. Die Folgezeit führt ihn aus der Freiheit eines internationalen Agitators gegen die napoleonische Weltherrschaft in die Gebundenheit einer amtlichen Stellung, die ihm keine andere Wahl läßt als zu tun, was seine Herren wollen. Bis dahin aber hat er in seiner zweiten Heimat Österreich den antinapoleonischen Geist genährt, wie kein zweiter. Wir müssen die Größe seines politischen Geistes bewundern, wenn wir auch gestehen müssen, daß das Gefäß, in welches Natur eine Fülle so hoher Gaben ergossen hatte, zu gering und gebrechlich war, um all den Reichtum zu fassen.

Den sittlichen Widerpart zu Gentz bot ein Mann, dessen Name heute beinahe unbekannt, dessen Schriften vergessen und der doch auf seine Zeitgenossen einen tiefen Einfluß

genommen, Hauptmann Wilhelm Friedrich von Meyern, der intime Freund des Fürsten Schwarzenberg, an dessen Totenbett er noch stand (geb. in Franken 1760, † 13. Mai 1829). Auch er bewegte sich in allen Kreisen der höchsten Gesellschaft, überall geschätzt, ausgezeichnet und mit Freude aufgenommen, gerade wegen seiner schlichten Eigenart, Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, die eines Diogenes würdig gewesen wäre. Er wollte, daß das Rechte, das Große und Schöne getan wurde, er trachtete aus allen Kräften dazu mitzuwirken, allein ihm genügte das Werk und das Bewußtsein des Anteils, den er daran genommen, er verschmähte dafür genannt oder gerühmt zu werden. Leben und Wissenschaft hatten wie selten bei einem anderen Manne sich bei ihm durchdrungen. Wie er jeden Augenblick bereit war, ein Thema der alten oder neueren Geschichte, der Philosophie, der Erd-, Natur- und Menschenkunde oder eine Kunstfrage zu erörtern, als hätte er sie eben erst durchdacht, so war er zugleich der Mann praktischer Tätigkeit, in Landwirtschaft, Gewerben, Architektur gleich bewandert.

Er war in die österreichische Armee eingetreten und hatte als junger Offizier in der Form einer Übersetzung aus dem Sanskrit, ohne mit seiner Autorschaft hervorzutreten, einen Roman „Dya-Na-Sore oder die Wanderer" veröffentlicht (Wien 1787). Die Wirkung desselben war eine außerordentliche, zumal sie mit den mächtigen Eindrücken der französischen Revolution zusammenfiel. In festem, kernigem Ton entwickelte er seine Grundsätze über die Erziehung eines Volkes, die er auf eine kriegerische Basis gestellt wissen wollte. Wie später Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation, so versuchte auch Meyern, die Kraft der Völker durch eine wehrfähige Jugend zu begründen. Die Gesinnungen, welche daraus sprachen, waren echt patriotisch, die Lehren fähig, den Staat zu kräftigen und zu erhalten. Trotzdem erschien das Buch bedenklich und wurde verboten. - Die glorreiche Volkserhebung im Jahre 1809 aber war auch vom Geiste Meyerns durchweht und man kann wohl sagen, daß bei vielen Männern damals erst Dya-Na-Sores-Ideen sich in die Tat umsetzten, wie ja auch Turnvater Jahn den ersten Keim seines volkstümlichen Tuns aus diesem Buche geschöpft zu haben bekennt.

Nachdem Meyern eine Reihe von Jahren im Auslande verbracht hatte, kehrte er nach Wien zurück, wo seine Fähigkeiten bald Verwendung fanden. Seit dem Ende des Jahres 1807 arbeitete Erzherzog Carl an dem Plan zur Errichtung einer Landwehr. General Graf Grünne und Mayer von Heldenfeld waren seine vertrauten Gehilfen, Erzherzog Johann Berater. Da war nun Meyern als Vertrauter des Fürsten Karl Schwarzenberg, ohne ein Amt zu bekleiden

mittätig, das Landwehrsystem in allen Teilen auszuarbeiten, so daß bereits der vollendete Entwurf im März 1808 dem Kaiser überreicht werden konnte. Sein rastloser, hingebungsvoller Eifer, seine Einsicht und Kenntnisse blieben nicht unerkannt. Meyern trat wieder in den aktiven Dienst ein und fand als Hauptmann in der Umgebung des Erzherzogs Carl besondere Verwendung. Wie hoch Zeitgenossen sein Können einschätzten, zeigen Varnhagen von der Ense's Denkwürdigkeiten. Nach ihnen hätte Meyern die Schlacht bei Wagram unmöglich gemacht oder für Österreich entschieden, wenn seinen Ratschlägen Gehör geschenkt worden wäre.

Neben jenen Männern, die als Glieder der großen Staatsmaschine durch die treibende Kraft des Erzherzogs Carl und des Grafen Stadion in Bewegung gesetzt waren, sei nun der Personen gedacht, welche durch ihre Geburt freier und unabhängiger gestellt, in dieser an Aufgaben so reichen Zeit werktätige Mitarbeiter der Wiedergeburt Österreichs wurden. Den Thron umgab eine Reihe der befähigtesten Erzherzoge, die jederzeit geneigt waren den Kaiser mit ihrem Rat zu unterstützen. Kaiser Franz appellierte auch an sie und forderte rücksichtslose Offenheit. Es gereicht den Erzherzogen ebenso zur Ehre, daß sie ihrer wahren Meinung unverhohlen Ausdruck gaben, wie dem Kaiser, der sie ohne Groll hörte. Die Tätigkeit des Erzherzog Carl als Feldherr und Staatsmann ist durch eine umfangreiche Literatur bereits eingehend geschildert und gewürdigt worden, weniger bekannt, ja oft bestritten ist der Einfluß, welchen die anderen Brüder des Kaisers auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten ausübten, und doch war derselbe kein unbedeutender.

In Fragen der inneren Verwaltung setzte Kaiser Franz das höchste Vertrauen in die Einsicht des Erzherzogs Rainer. Dem früh verwaisten Bruder hatte Franz II. eine sorgfältige Erziehung in staatswissenschaftlichen und militärischen Fächern zuteil werden lassen, ohne daß jedoch die übrigen Wissensgebiete vernachlässigt worden wären. Eigene Neigung zogen den jungen Prinzen zum eingehenden Studium der Botanik, so daß er als botanisierender Forscher und Entdecker die pflanzenreichen Gefilde Österreichs durchwanderte und in viel späterer Zeit als Vizekönig des lombardisch-venetianischen Königreiches in seiner Sommerresidenz zu Monza förmlich einen botanischen Garten anlegte, der selbst die Bewunderung der Forscher erregte. Ein Freund der Künste, namentlich der Musik, förderte er aufstrebende Talente, wie er auch ein Gönner Beethovens war. Der Umgang mit der Natur hatte seine Beobachtungsgabe und Urteil geschärft und ihn als Zwanzigjährigen bereits zum bedächtigen, klug berechnenden Mann heranreifen lassen. Von gemäßigter Gesinnung und die Schwächen des Staates genau kennend, plaidierte er stets für

unter schwierigen Zeitverhältnissen bewies, die Liebe aller Ungarn.

Auch nach Annahme des Kaisertitels 1804 sollte dies Land niemals vom Kaiser von Österreich, sondern nur allein vom König von Ungarn abhängig sein. Trotz des zentralistischen Strebens aller jener, welche die Kräfte der Monarchie gerne zu einer Gesamtwirkung vereinigt hätten, war Franz II. an die Mitwirkung des Reichstages gebunden, ohne dessen Zustimmung keine Subsidien erlangt, kein einziger Rekrut



Josef, Erzherzog von Österreich, Palatin von Ungarn.

ausgehoben werden konnte. Fast alle Verhandlungen desselben boten aber das Schauspiel eines Kampfes zwischen königlicher und ständischer Macht, und das aus Mißtrauen noch verstärkte Festhalten der Stände an der alten Konstitution bildete ein fast unüberwindliches Bollwerk gegen Verbesserungen jeder Art. Da war es Palatin Erzherzog Josef, der mit dem durchdringenden Blick eines echten Staatsmannes die Ruhe, die nach der Niederlage von 1805 eintrat, dazu benützte, Reformen einzuführen, deren Früchte allerdings erst in späteren

Jahren voll geerntet wurden. Das Unterrichtswesen wurde neu geregelt, an der Pester Universität sogar die Errichtung einer Lehrkanzel für Militärwissenschaften geplant, wissenschaftliche Institute wie die Akademie und das Museum in Pest gefördert, Maßregeln zur Hebung von Handel und Gewerbe getroffen, und der Entfaltung der ungarischen Sprache in Wissenschaft und Verkehr, Dichtung und Leben keinerlei Schranken gesetzt, so daß das Mißtrauen der führenden Kreise gegen das Wiener



Ferdinand, Erzherzog von Österreich-Este.

Kabinett sich minderte. Überall wurde der mildernde Einfluß des Palatins fühlbar und nicht zum geringsten Teil gebührte ihm das Verdienst, daß auch die ungarische Nation für den voraussichtlichen Krieg gegen Napoleon zu Opfern bereit war.

Neben den Brüdern des Kaisers blieben die Mitglieder der Este-Linie des Erzhauses keineswegs im Hintergrund; ihr Einfluß nahm sogar zu, als Maria Ludovica d'Este 1808 die Gemahlin des Kaisers geworden war. Die Erzherzoge Ferdinand und Maximilian waren von lebhaftem, drangvollen Temparament,

beide erfüllt von dem Bewußtsein, zu einer bedeutenden Rolle in einem künftigen Kriege berufen zu sein. Mit dem Willen hielt aber das Können nicht gleichen Schritt. Maximilian war eine jener Naturen, die von edlem Tatendrang begeistert, sich zu allem fähig halten, wirklich auch die größte Energie zur Bewältigung der Hindernisse entwickeln wollen — so lange diese noch fern sind, aber den Halt verlieren, wenn sie sich den Ereignissen selbst gegenüber befinden. Seine Ver-



Maximilian Josef von Este.

teidigung Wiens im Jahre 1809, die Hormayr (Kaiser Franz und Metternich, S. 163) als „Bombardements-Posse“ geißelte, gab den Beweis hiefür. Erzherzog Ferdinand, der seine militärische Ehre vor Ulm durch kühne Entschlossenheit gewahrt hatte, verband mit wahrer Ritterlichkeit ein tiefes religiöses Empfinden; feurig, mutvoll, nach Kriegsruhm dürstend, mangelte es ihm aber an Erfahrung, die er durch Rat älterer, erfahrener Männer zu ersetzen verschmähte.

Beiden Brüdern war vom Kaiser die Organisation der Landwehr, Maximilian für Ober- und Niederösterreich,

Ferdinand für Böhmen, Mähren und Schlesien am 9. Juni 1808 anvertraut worden. Mit wahrem Feuereifer widmeten sie sich ihrer Aufgabe, die sie freilich — namentlich der letztere — mit einer fieberhaften Ungeduld betrieben, als wenn der Krieg bereits vor der Türe stünde, so daß Erzherzog Carl über diesen unzeitigen Eifer und das „teuflische Chaos" sich mißbillig aussprechen mußte. Mag ihre Tätigkeit auch ein wenig auf Kosten der Linientruppen gegangen sein, so bleiben doch ihre Verdienste um die Aufstellung der Landwehr groß und unbestreitbar.

Erzherzog Carl Ambrosius, der jüngste Bruder, hatte 1808 die Würde eines Fürstprimas von Ungarn und Erzbischofs von Gran erhalten und trotz seiner Jugend — er zählte erst 23 Jahre — die hohe politische Bedeutung dieser Stellung voll erfaßt. Von schönem Äußeren, voll Energie, talentvoll und von liebenswürdigen Formen eroberte er sich schnell die Sympathien aller Welt. Dabei war er von großer Frömmigkeit; er floh die Freuden der Welt, um sich ungestört geistlichen Studien widmen zu können, so daß ihn der Wiener Nuntius ein „Muster und die Zierde Ungarns" nannte. Der neue Primas fühlte sich nicht nur als Oberhaupt des Klerus, er betrat die höchste Stufe der geistlichen Hierarchie in Ungarn auch mit der entschiedenen Absicht, die Ziele und Wünsche seines kaiserlichen Schwagers daselbst fördern zu helfen. Wie er dies tat, mag eine kleine Episode beleuchten. Als in einer Unterredung mit einem Magnaten dieser den Primas erinnerte, daß das ungarische Gesetz jede Bewilligung von Kriegshilfe außer dem Reichstage untersage, ergriff der Erzherzog die schweren Volumina des „Corpus juris hungarici" und hielt sie dem Sprecher mit den Worten entgegen: „Sollen wir mit diesen Bänden Bonaparte schlagen?" Er wäre berufen gewesen, in der Geschichte der ungarischen Kirche einen denkwürdigen Namen zu hinterlassen, hätte ihn nicht der Tod bereits am 2. September 1809 zu Totis dahingerafft. Er starb, ein Opfer seiner Pflichttreue in Ausübung seines geistlichen Amtes, an Typhus, den er sich beim Besuch der Spitäler geholt hatte.

Bot so der Wiener Hof das leuchtende Vorbild der Vereinigung von Mitgliedern einer Familie, die, in ihren Individualitäten und Fähigkeiten sich ergänzend und gegenseitig fördernd, bestes Können und Wollen in den Dienst des Familienoberhauptes stellten, so schmückte und verschönte die Gemahlin des Kaisers, Maria Ludovica, den Glanz der Hofburg mit dem Zauber edelster Weiblichkeit. Mit liebendem Stolze verehrt jeder Deutsche im Reich seine Königin Luise. Eine vielbändige Literatur preist ihren Namen, würdigt ihr Verdienst, das Bild der Königin schmückt oft das bescheidenste Heim und doch überragt sie keineswegs unsere Kaiserin „Luise", wie sie sich selbst mit Vorliebe unterfertigte. Der

Österreicher aber führt die Erinnerungen, an denen sein Herz hängt, wie kostbare Perlen im sicheren Schrein, zu dem nur wenige den Schlüssel führen. So kann es nicht wundernehmen, daß die Kaiserin, welche die Zeitgenossen durch ihre Anmut entzückte, deren Name nur mit Verehrung genannt wurde, heute fast vergessen ist. Ihr Briefwechsel, ein herrliches Denkmal ihrer geistigen Größe, ihres Edelmutes, ist nur mit einzelnen Stücken in größeren historischen Werken bekannt geworden. Bis auf das treffliche, so warm geschriebene Buch Ed. Wertheimers: „Die drei ersten Frauen des Kaiser Franz" hat kein heimischer Schriftsteller ihr Andenken den weiteren Kreisen nahe gebracht. Versunken und vergessen beim Volke ist die herrliche Frauengestalt auf dem Thron der Habsburger, die Max von Schenkendorf zu den Versen begeistert hatte:

Ein leuchtend Himmelszeichen,
So schwebte sie uns vor,
Hob aus des Staubes Reichen
Ihr nach — uns all empor.

Ausschließlich der Regung seines Herzens war Kaiser Franz gefolgt, als er am 6. Jänner 1808 seine dritte Gemahlin Maria Ludovica heimführte. Die hervorragenden Geisteseigenschaften, das starke Hoheits- und lebendige Rechtsgefühl der Kaiserin, die ursprünglich für das Kloster bestimmt, bis zu ihrer Verheiratung in stiller Zurückgezogenheit in Wiener-Neustadt lebte, paarten sich mit einem blendenden Äußeren, das geeignet war, ihr aller Herzen zu gewinnen, zumal sie dieselben auch gewinnen wollte. Eine etwas gebogene Nase, die wie ihre zarte Erscheinung an die wälsche Mutter erinnerten, verliehen ihrem schönen Antlitz den Ausdruck von Adel und Hoheit. Dazu besaß sie ein Paar prachtvoller Augen, die voll Klugheit in die Welt blickten. Es war schwer, mehr Grazie und Liebenswürdigkeit zu vereinigen. Wo immer sie erschien, erweckte sie Entzücken und Begeisterung, denn ihrer Anmut und dem Zauber ihrer Konversation vermochte sich niemand zu entziehen. Madame de Staël, die in Wien weilte und bei der Hochzeitsfeierlichkeit anwesend war, berichtet hierüber mit warmen Worten (Deutschland I, 68) und preist die junge Kaiserin, welche in sich „das doppelte Interesse der Größe und des Unglücks" (ihr Vater Ferdinand war durch die Kriegsereignisse 1796 seines Landes beraubt worden) vereinige. Selbst der Nuntius meinte in einer Depesche drei Tage nach ihrer Hochzeit, man müsse diejenigen beneiden, denen das Glück zuteil geworden, ihre Untertanen sein zu können. Goethe hat der Kaiserin sein ganzes Leben hindurch eine schwärmerische Hingebung bewahrt und Berthier sprach in so begeisterten Worten von ihr, daß er Napoleons Neugierde erregte, die Frau kennen zu lernen, die seinen Waffen-

gefährten zu solch' enthusiastischer Sprache hinriß. Hormayr, Gentz und Karoline Pichler können nicht genug Rühmenswertes von ihr erzählen.

Die neue Ehe des Kaisers erregte in manchen Kreisen lebhafte Besorgnis. Man fürchtete, daß die Kaiserin-Mutter ihren Groll gegen Frankreich auf die Tochter übertragen und diese beeinflussen würde, ihren kaiserlichen Gemahl zum Kampfe gegen Napoleon zu reizen. Bei aller Tatkraft aber, welche Maria Ludovica erfüllt und sie aneiferte, eine politische Rolle zu spielen, galt ihre erste Sorge doch dem Wohl des Gatten. „Bester Schatz und einziger Freund, wie sehr bist du Herr meines Herzens. Mein Leben, mein Alles ist dein. Außer dir hänge ich an nichts



Maria Ludovica.

auf der Welt," schrieb sie an denselben, „für dich leben, für dich mich erhalten will ich, so lang ich dir dienen kann. Hier ist mein einziger Zweck."

Wie sie eine liebende Gattin und fürsorgliche Mutter war, so ging auch ihr Streben dahin, im Kreise der kaiserlichen Familie als Vereinigungspunkt zu gelten, ihre und des Kaisers Bruder fest aneinander zu schließen. Mit Erzherzog Johann stand sie immer auf bestem Fuße und er hat ihrem Andenken stets die liebevollste Erinnerung gewidmet. Sie schätzte und verehrte aber auch Erzherzog Carl, mit dem sie erst später — und dies auch nur vorübergehend — in Gegensatz trat. „Lieber Carl," schrieb sie am 2. November 1808 „ich will und muß sie noch einmal recht glücklich sehen, aber nicht philosophisch glück-

lich, wie Sie es jetzt sind. Ihr edler Charakter, ihr gefühlvolles Herz verdient noch manchen Genuß, von welchem Sie bisher beraubt sind."

Diese Frau, die alles, was sie sah und sagte, mit dem ihr eigenen originellen Geist durchdrang, die selbst einmal äußerte: „Ich wollte ein Mann sein, um dem Staate zu dienen," konnte nicht ohne Einfluß auch im Rate der Krone bleiben. Kann auch der Beginn ihrer kriegerischen Gesinnung nicht bis zu den ersten Spuren verfolgt werden, so ist es doch fast sicher, daß sie Ende 1808 nicht mehr zu den Freunden des Friedens gehörte, sondern zur Abrechnung mit Napoleon drängte und ihren Schwager Carl, dessen entschiedener Widerspruch ja schon Stadion abgehalten hatte, sich am preußisch-russischen Krieg zu beteiligen, von seinen friedlichen Intentionen abzubringen trachtete. Sie dürfte es wohl gewesen sein, die ihrem kaiserlichen Gemahl den Entschluß zum Kriege abrang, gegen den sich Erzherzog Carl, so lange es in seiner Macht stand, auf das Lebhafteste sträubte. Im Hinblick auf einen voraussichtlichen Kampf mit Napoleon bewegte sich daher auch ihr Auftreten und Wirken als Kaiserin.

Hatte die zweite Gemahlin des Kaisers, Maria Theresia, das engbegrenzte Familienleben bevorzugt, so daß der Hochadel fast ohne jede intimere Beziehung zum Hofe stand, so war Maria Ludovica von der Absicht erfüllt, dem Hof durch Heranziehen der Aristokratie Glanz und Herrlichkeit zu verleihen. Klugheit, Schönheit und Liebenswürdigkeit waren die Mittel, durch welche sie gar bald den früher vereinsamten Hof zum Sammelpunkt der ersten Familien des Landes machte und die den Geschicken der Monarchie eigentlich recht gleichgültig gegenüberstehende Aristokratie für das allgemeine Staatsinteresse zu erwärmen und opferwillig zu stimmen wußte.

Der Adel bildete in dieser Zeit eine für sich gesonderte, bevorzugte Klasse, deren Aufrechterhaltung als strenges Staatsprinzip galt. „Zuverlässig ist es in einer monarchischen Verfassung," so hieß es noch in einem Votum Zinzendorfs zum Vortrag der Hofkanzlei vom 9. Juli 1808, „unumgänglich notwendig, die Abstufungen zwischen dem Throne und der Bauernhütte unverletzt beizubehalten." Natürlich gab es auch innerhalb des Adels scharfe Abstufungen und waren es eigentlich nur 12—15 Familien, die in allem den Ton angaben. Das Urteil über den geistigen Wert dieser bevorzugten Kreise fällt allerdings nicht sehr günstig aus. In herber Weise äußert sich Erzherzog Johann über die Aristokraten, mit denen „kein gescheites Wort zu reden, ausgenommen vom Theater, Unterhaltung oder anderen nicht löblichen Dingen".

Im Genuß der Annehmlichkeiten eines sorglosen Daseins erblickte allerdings diese hohe Gesellschaft ihr bestes Lebensziel. Freilich gab es hier Ausnahmen. Graf Philipp

Cobenzl, der wohl mit seiner Entwicklung noch in das vorige Jahrhundert hineinreichte, kannte die Literatur des XVIII. Jahrhundert sehr genau. Graf Moritz von Dietrichstein, der nachmalige Leiter der Hofbühne, machte sein Heim zum Sammelplatz und Vereinigungspunkt aller hervorragenden Geister Wiens. Jene Annäherung des Geburts- mit dem Geistesadel, welcher das charakteristische Zeichen der Josefinischen Kulturbestrebungen auf lange Zeit hinaus war, strebte auch er an. Hormayr, Johann von Majlath, Fürst Josef Lobkowitz, Bankier Braun, der Pächter und Leiter der Hoftheater bis 1806, Steigentesch, Maler Füger, Beethoven, Weigl und Gyrowetz, Graf Rudolf von Czernin, Josef von Breuner bildeten die ständigen Besucher des Dietrichsteinschen Hauses; Heinrich von Collin, den persönliche Freundschaft mit dem Grafen verband, fand in „dem allen gleich liebgewordenen Tummelplatz des Verkehrs" eine glänzende Aufnahme.

Die Salons der Gräfin Colloredo, der Fürstinnen Lobkowitz, Liechtenstein, die durch ihre Güte selbst den Neid entwaffnete, Schwarzenberg, welche im häuslichen Kreise der edelsten Beschäftigung lebte, der Gräfin Wrbna, einer Erscheinung voll Geist und Schönheit, der Gräfin Pálffy, geb. Prinzessin von Ligne, die mit ausgezeichneten äußeren Vorzügen die Grazie und Schärfe des Geistes verband, welche im Hause Ligne berühmt war, der Gräfin Zamoyska, der Prinzessin Sanguszko, der schönen Tochter der Gräfin Potocka — sie alle waren wohl „exklusiver" als das gastfreundliche Heim des Grafen Dietrichstein. Diese Kreise hatte Madame de Staël im Auge, als sie später in ihrem Buche „De l'Allemagne" die Wiener Gesellschaft schilderte.

In Begleitung August Wilhelm v. Schlegels, des Erziehers ihrer Kinder, war Madame de Staël im Herbst 1807 wie im Triumphe nach Wien gekommen, da ihre unversöhnliche Haltung gegen Napoleon ihre Verbannung aus Frankreich zur Folge gehabt. Dieser Umstand umgab sie, besonders im damaligen Wien, mit einen wahren Glorienschein, welcher ihr die allgemeine Beachtung auch dann gesichert hätte, wenn sie keine berühmte Schriftstellerin und geistvolle Französin gewesen wäre. Mit staunenswerter Sicherheit und wie im Sturme erwarb sie sich Zutritt zur höchsten Gesellschaft, die ihr aber gar bald als das Urbild geisttötender Langeweile erschien, obgleich deren Sprache fast ausschließlich die französische war. „Die Polen und Russen machen in Wien die Seele der Gesellschaft aus. Dadurch, daß sie bloß französisch sprechen, tragen sie viel zur Verbannung der deutschen Sprache in den höheren Zirkeln bei." (De l'Allemagne p. 79.) Für das Sprühfeuer geistig belebter Konversation, deren glänzende Heimat Frankreich ist, gab es da wenig Raum.

„Es ist unmöglich, schrieb sie, in diesen zahlreichen Gesellschaften etwas zu hören, was über den Kreis der hergebrachten Phrase hinausreichte (p. 55). Die Gesellschaft dient nicht wie in Frankreich zur Befruchtung und Belebung des Geistes, sie hinterläßt im Kopfe nur ein Gefühl von Öde und Leere.“ (p. 57.) Die vornehmste Ursache dieser Erscheinung fand sie in dem Umstande, daß in Österreich die vornehmen Klassen und die Schriftsteller nicht ein gemeinsames Ganzes bildeten. Freilich mangelte es in der österreichischen Residenz an wirklich bedeutenden Schriftstellern, die durch die Macht ihres Wortes und das Gewicht ihrer Persönlichkeit geeignet gewesen wären, die Scheidewand niederzureißen. Gentz weilte nach dem unglücklichen Feldzug von 1805 nicht in Wien; Hormayer, Collin und Castelli, deren Wirken wir im folgenden Abschnitt kennen lernen werden, waren aber doch nur Sterne zweiter Ordnung.

Der geistige Horizont des ungarischen Adels war nicht weiter gespannt als der des österreichischen. Obwohl das damalige Ungarn ein durchaus aristokratisches Gepräge zeigte, so kümmerte sich der Adel doch nur recht wenig um das Land und seine Geschäfte, noch weniger aber um das Gesamtreich. Seine Mitglieder entzogen sich, wo sie nur konnten, den Pflichten, welche eine höhere Stellung ihnen auferlegt hätte. Baldacci konnte es als „eine notörische Sache“ hinstellen, „daß es unter dem jüngeren Teil der ungarischen Magnaten an Subjekten fehle, die sich Staatsdiensten zu widmen, Willen und Vorbereitung genug haben.“ Auch von Einheimischen ertönt die Klage über den Verfall der Aristokratie. „Immer mehr vermindert sich die Zahl unserer großen Herren,“ sagt selbst ein Magnat, Graf Josef Dessewffy. (Wertheimer II, 68. Fußnote 3.) Ernsten Staatsgeschäften blieb der Adel gern fern, dagegen erschienen Kavaliere wie Eszterházy und Pálffy als eifrige Förderer des Wiener Theaters.

Das nationale Idiom fand wenig Verbreitung in den vornehmen Kreisen. Die einen bekundeten Interesse für das Deutsche, der überwiegende Teil aber huldigte französischer Sprache und Mode. 1809 gab es keine angesehenere Dame, die nicht einen Ring mit der Inschrift: „Amitié“ oder „Souvenir“ trug. Die wenigen Ausnahmen, die es gab, „waren auf dem ungarischen Himmel Erscheinungen, wie die Kometen, die mit großem Glanze leuchten, aber nur selten gesehen werden“, wie ein Zeitgenosse (Stefan Horváth) bemerkte. Wie unter den vornehmeren Frauen, so gab es auch unter den männlichen Mitgliedern der Aristokratie einige „Kometen“. Neben den bereits erwähnten Grafen Josef Dessewffy hat sich Graf Franz Széchenyi durch Mitwirkung bei der Gründung des Nationalmuseums hervorgetan. Unter den jüngeren Aristokraten ragte Graf Vinzenz Batthyány als wiß-

begieriger, ausgezeichneter junger Mann hervor und den Grafen Vinzenz Szapáry schildert Varnhagen von der Ense, der 1809 auch nach Preßburg kam. als Mann von Verstand und allgemeiner Weltbildung. Lebhaftes Interesse für die öffentlichen Angelegenheiten war aber nur bei einem geringen Teil der Aristokratie zu merken. Was der Bruder des Kaisers, Palatin Josef, schon früher an derselben gerügt hatte, bestand auch noch in den Jahren vor Ausbruch des Krieges 1809. „Die Magnaten waren jeder ernsten Tätigkeit abhold, verschwendeten Zeit und Geld und machten sich überdies durch ihren Stolz verächtlich."

War der Anteil des Adels an den großen Fragen und Interessen des eigenen Landes gering, so kümmerte sich derselbe um Reichsfragen noch weniger; Opferfreudigkeit und Hingabe an den „österreichischen Staatsgedanken" waren unbekannte Begriffe. Dies hatte sich schon auf dem Reichstag von 1807 gezeigt, der die Hoffnungen der Wiener Regierung so tief enttäuscht hatte, daß er in größter Eile geschlossen wurde. Wie nun die junge Gemahlin des Kaisers die österreichische Aristokratie dem Hofe näher gebracht hatte, so weckte sie, ihrer großen Ahnfrau Maria Theresia gleich, auch in Ungarn opferfreudigen Patriotismus.

Der Wunsch der Ungarn, die Kaiserin auch zur Königin zu krönen, legte den vom Palatin Josef ausgesprochenen Gedanken nahe, die durch die Krönung voraussichtlich hervorgerufene gute Stimmung der versammelten Stände zur Reformierung der Wehrkraft Ungarns zu benützen und den Reichstag für den 28. August 1808 nach Preßburg einzuberufen. Was dieser Reichstag, den Kaiser Franz mit Recht „den schönen" nennen konnte, an politischen und militärischen Zugeständnissen brachte, gehört in das Gebiet politischer Geschichte. Er brachte aber auch einen günstigen Umschwung in der Stimmung des Landes zum Kaiserstaat hervor und dies war das Verdienst der Kaiserin. Die neu gestiftete Kriegsakademie sollte ihren Namen führen; wo die junge Königin sich zeigte, jauchzten ihr die Herzen aller zu. „Das Jubelg'schrei der treuen und braven Ungarn — schreibt der Eipeldauer in seinem Briefen an seinen Herren Vetter in Kagran 1808, 11. Heft — kann ich dem Herren Vettern mit keiner Feder beschreiben: vor lauter Vivatrufe hat man nicht einmal d' Kanonen g'hört, die s' auf'n Schloßberg losbrennt hab'n."

Von einer besonders kriegerischen Stimmung war beim Adel bis zum Spätherbst 1808 wenig zu bemerken, außer in den Wiener Salons der Fürstin Bagration und der Herzogin von Sagan, während im Sommer die böhmischen Weltbäder Sammelpunkte waren, in denen manche Fäden der Geheimbündelei wider den korsischen Welteroberer zusammenliefen.

Stadion selbst täuschte sich in dieser Beziehung. Er trat nur mit dem jüngeren Adel in Verkehr, welcher gewiß war, in einem ausbrechenden Kriege den fast sicheren Weg zur Auszeichnung zu finden. In Wien selbst bewegte er sich in den von tödlichem Hasse gegen Napoleon beseelten Kreisen, die sich an verschiedenen Zeitpunkten um den russischen Gesandten Graf Razumoffsky und Pozzo di Borgo, sowie den neapolitanischen Gesandten Ruffo und den englischen Gesandten Adair sammelten.

Neben dem Adel war im damaligen Österreich der Bürgerstand eine „quantité negligeable". Bei der geringen Entwicklung von Handel und Industrie konnte von einem vermöglichen und infolgedessen selbstbewußten Bürgerstande kaum die Rede sein. Diejenigen, die zu einem bedeutenderen Vermögen oder in der Beamtenhierarchie zu höherer Stellung gelangt waren, trachteten „adelig" zu werden. Die denkbar traurigen finanziellen Verhältnisse Österreichs hatten die Lage des Bürgerstandes noch verschlimmert. Das Land war förmlich überschwemmt mit Papiergeld, welches Taglöhner und Bauer anzunehmen sich weigerten; Gold und Silber waren nirgends sichtbar. Steigende Teuerung trat ein. „Jedermann weiß," so heißt es in einer Denkschrift aus dem Jahre 1806 (Wertheimer II, 6), daß man heutzutage mit einem Einkommen von 2500 Gulden bis 3000 Gulden schlechter lebt als noch vor 10 Jahren mit 1000 Gulden." Das schlechte Papiergeld führte auch zu einer Geringschätzung desselben und infolgedessen zur Verschwendungssucht. Ein wahrer Schwindel bemächtigte sich der Menschen. Von den obersten bis zu den untersten Klassen herab trachtete alles, für das wertlose Papiergeld Dinge einzutauschen, die in ihren Augen noch einigen Wert besaßen. Wer nur konnte, spekulierte, haschte nach Gewinn, der dann schnell erlangt, insbesondere den gewerbetreibenden Klassen Anlaß und Mittel zur Vergeudung bot. Während aber diese Teile der Gesellschaft sich für einige Zeit noch scheinbarer Vorteile erfreuten, geriet der Beamtenstand in eine geradezu verzweifelte Lage. Bei den Behörden kamen Gesuche von Beamten ein, ein- oder zweimal in der Woche von den Amtsstunden dispensiert zu werden, um durch Nebenverdienst, etwa als Musikanten bei Theaterproben, das Fehlende zum dringendsten Lebensbedarfe zu erwerben.

Ein dritter Stand als maßgebender Faktor im staatlichen Leben war um diese Zeit ein noch unbekanntes Ding. Der Bauer war wohl in Österreich kein rechtloses Gut mehr, mit dem der adelige Herr wie in Ungarn fast nach Belieben schalten und walten konnte, Herrendienst und Roboten waren sehr gemäßigt. In Böhmen gab es Freisaßen, der Tiroler Bauer war Herr auf seiner Scholle, in Oberösterreich konnte man Bauern finden, die über ein Vermögen von 10—20.000

Gulden verfügten. War der österreichische Bauer also auch weniger gedrückt als in anderen Staaten Europas, so war er doch von jeder Teilnahme an den Geschicken des Staates ausgeschlossen.

Es wäre Selbstäuschung, wenn man die Massen der Bevölkerung Österreichs von einer siegesgewissen Begeisterung für einen Krieg mit Napoleon schon bald nach dem Preßburger Frieden durchglüht wähnte, wenn man in allen Provinzen des buntsprachigen Staates schon damals die Kampfessehnsucht der Tiroler voraussetzen wollte. Diesen handelte es sich um Freiwerdung von verhaßter Fremdherrschaft, in den übrigen Teilen des Reiches aber ging es um das Preisgeben eines wenn auch unerquicklichen Friedenszustandes gegen den unsicheren Gewinn des Sieges, um das Tragen neuer Lasten und Beschwerden. Heldenmütigen Zusammenraffens, geistigen Aufschwunges war die Bevölkerung seit langer Zeit entwöhnt: sie liebte den Kaiser, war aber auch einem bequemen Leben zugetan. „Wenn es der gnädige Kaiser befiehlt," hörte Rühle von Lilienstern nach 1809 sagen, „marschieren wir alle; wenns aber auf uns ankommt, bleiben wir lieber zu Haus." Die Wünsche vieler waren also auf die Erhaltung des Friedens gerichtet und deshalb muß mit um so größerer Bewunderung das Stück Arbeit eingeschätzt werden, welches die österreichische Regierung geleistet hat, um den Kampf von 1809 zu einem wahren Volkskrieg zu gestalten. Welche innere Wandlung mußten die Völker Österreichs durchgemacht haben bis zum Ausgang des Jahres 1808, wenn der französische Gesandte Andréossy am 13. Dezember dieses Jahres nach Paris berichtete: „In den einzelnen Kreisen und Koterien, besonders in jenen des Adels, hat die Aufregung den höchsten Grad erreicht; man kennt kein Maß mehr und die Sprache, die man führt, hat einen Anstrich von Jakobinismus."

Die Männer, welche nach dem Preßburger Frieden zur Leitung des Reiches berufen worden, hatten die Möglichkeit, an die in den Stunden der äußersten Not laut gewordene Stimmung des Kaisers anzuknüpfen und den Versuch zu machen, die geistigen Kräfte und den freien Willen der Österreicher von den Fesseln zu lösen, die ihnen bisher anhafteten, um einen starken Verbündeten für den neuen Krieg gegen Napoleon zu gewinnen. Diesen Versuch zu wagen, waren Stadion und Erzherzog Carl entschlossen, beide getragen von der Einsicht, daß nicht gedankenloser Gehorsam, sondern freudige Hingabe Heere zum Siege führe.

Beide standen vor der gleichen Aufgabe, allein innere wie äußere Momente ließen Erzherzog Carls Wirken voller und ersprießlicher gedeihen, seine Institutionen und Maßnahmen näher dem gesteckten Ziele bringen als Stadion vermocht hatte. Der Erzherzog war der Feldherr Österreichs, das Heer

seine ausschließliche Domäne. Die militärische Subordination, die unbegrenzte Machtfülle, mit der er ausgestattet war, sicherten ihm die Möglichkeit, seinen Willen mit Energie in die Tat umzusetzen, hemmende Einflüsse des Kabinetts, ja selbst des Kaisers abzuschwächen. Als ältester unter den Brüdern des Kaisers stand er über allen Generälen, ja selbst Erzherzogen, so daß Mißgunst sich an ihn am allerwenigsten mit Erfolg heranwagen konnte. Seine bisherige Tätigkeit hatte ihn als ersten Feldherrn Österreichs gezeigt, auf den Armee und Volk mit gleicher Liebe und Vertrauen hingen. Der Erzherzog war groß geworden in der Armee, kannte die Bedürfnisse und Zustände derselben wie kein zweiter, war gewohnt zu befehlen und blickte mit königlichem Auge auf die Verhältnisse des Reiches, dessen Geschicke zu lenken die Aufgabe seines Hauses war.

Schon wenige Monate, nachdem der Erzherzog die gesamte Leitung der militärischen Angelegenheiten Österreichs erhalten hatte, wurden die Anfänge zu der großen Umgestaltung der Armee bemerkbar. In dieser Zeit konnte das Heer nicht bloß sagen: „Seines Geistes spürt ich einen Hauch“, nein, es mußte fühlen, daß der ganze glühender Eifer für eine hohe Sache, die tiefe Liebe des Erzherzogs sie durchdrang. Erzherzog Carl wollte ein Kampfmittel schaffen, welches schlagen und siegen nicht allein s o l l t e, sondern auch mit allen Kräften der Seele w o l l t e. Die Anordnungen, welche der Erzherzog zu diesem Zwecke über Behandlung und Ausbildung der Offiziere und Soldaten erließ, mußten allein schon die Armee zu einer anderen gestalten, als sie bisher gewesen. Aber noch einen zweiten Schritt tat er, dessen umformende Wirkung nicht minder groß war, er schuf die L a n d w e h r.

Der Österreicher hatte, wie die Pflege und Besorgung aller seiner Angelegenheiten, auch seinen militärischen Schutz bisher von der Regierung erwartet und erhalten. Jetzt verlangte die Errichtung der Landwehr aber von ihm nicht nur, daß er für seine Sache selbst mitwirke, sondern zeigte, daß die Regierung zu ihrer Sicherheit seiner Mithilfe b e d ü r f e. Heer und Volk, die einander bisher fremd gegenüber gestanden hatten, erschienen nun als Linie und Landwehr zu einer gemeinsamen Aufgabe berufen. Adel, Bürger und Bauer sahen sich in dieser neuen Form der Wehrkraft eng aufeinander angewiesen und zu einheitlichem Handeln verbunden. Das ausschlaggebende Gewicht der Massen war in vollem Umfang anerkannt, aber die geistige Ausbildung des Einzelnen sollte für die Tüchtigkeit der Masse Gewähr leisten, der Mechanismus des Dienstes nicht seiner selbst wegen, sondern nur als Mittel die natürlichen Kräfte zu entwickeln, zählen. Wenn nun im Heere die Stellung der Nationalitäten und Stände sich änderte, wenn geistige Ausbildung, selbständiges Handeln als Kräftigungsmittel des Ganzen angesehen wurden, so konnte ein Rück-

schlag des militärischen Lebens auf das gesamte politische nicht ausbleiben. Damit hatte der Erzherzog nicht bloß auf dem Gebiete der Heeresorganisation, sondern auf dem der Volkserziehung gewirkt und war in den Wirkungsbereich Stadions getreten, in dessen Hände die innere Erneuerung und Kräftigung des österreichischen Staatslebens vom Kaiser gelegt worden war.

Der Aufruf des Kaisers an seine Völker vom 1. Februar 1806 eröffnete die neue Ära. „Die Wunden, welche der Krieg schlug, sind tief; nur Jahre können hinreichen, um sie ganz zu heilen und den Druck von Leiden zu verwischen, welche aus diesem unglücklichen Zeitraum hervorgegangen. Die Staatsverwaltung hat mehr als jemals schwere Pflichten zu erfüllen und sie wird sie erfüllen. Aber sie hat auch mehr als jemals das höchste Recht auf die Mitwirkung aller Volksklassen zu dem wohltätigen Zweck: die inneren Staatskräfte durch Verbreitung der wahren Geisteskultur, durch Belebung der Nationalindustrie in allen ihren Zweigen, durch Wiederherstellung des öffentlichen Kredits zu erhöhen und dadurch die Monarchie auf jener Stufe zu erhalten, welche sie bisher unter den Staaten Europas behauptete.“ Diese kaiserlichen Worte durchdrang ein anderer Grundton als bisher; sie wandten sich an die tief im Volksherzen schlummernden Kräfte und erschienen wie ein Programm, das mit Freuden begrüßt ward. Ein erfrischender Hauch des Lebens ging von ihnen aus, die Erstarrung, in welche das Volksleben versunken war, schien sich lösen zu wollen, die Bahn der Reformen offen, jedem rühmlichen, ehrenhaften Streben Raum gegeben.

Das durch Jahrhunderte großgezogene Leben des Staates, in dem alles, was geschah, auf der Voraussetzung ruhte, daß in den größten, wie kleinsten Verhältnissen niemand selbst eine Verantwortung zu übernehmen habe, da alles von oben befohlen werde, in eine völlig neue Bahn zu werfen, ohne Aussicht, ob der gewaltige Feind auch Zeit gewähren würde, um das neue Leben zu gestalten; die alten Kräfte zu zerrütten, ohne Gewißheit zu haben, die neuen ausbilden zu können, lag Stadion jedoch ferne. So entschlossen er war, die lange mit ängstlicher Anstrengung niedergehaltenen Volkskräfte in Bewegung zu setzen, so entschieden wollte er doch, daß das neue Leben nur innerhalb der bestehenden politischen Formen und Einrichtungen, innerhalb dieser dafür um so voller und frischer pulsieren solle. Er setzte sich selbst engere Grenzen, denn er kannte des Kaisers innerste Abneigung gegen alle konstitutionellen Einrichtungen. Es entspricht daher der Wahrheit, wenn Niebuhr später schrieb: „Eine höchst merkwürdige Metamorphose ging in Österreich vor; die Kräfte des Gemütes herrschten vor; aber diese Metamorphose bezog sich doch zunächst nur auf die im Volke herrschende Stimmung und auf die Haltung, welche die Regierung ihr gegenüber einnahm.

Der Staat und die politischen Einrichtungen waren noch nicht von derselben berührt."

Schon im März 1806 erschien eine sehr ausführliche Verordnung, durch welche der Buchhandel, „weil er auf die Nationalbildung, auf Künste und Wissenschaften einen so mächtigen Einfluß habe", geordnet und gefördert werden sollte. „Volle Freiheit für die Bücher", war Stadions Ansicht; auch die Tageszeitungen und periodischen Druckschriften trachtete er von den harten Fesseln einer überängstlichen Zensur zu befreien, die zwar nicht aufgehoben, aber doch viel freier gehandhabt werden sollte. Freilich blieb es gerade auf diesem Gebiete mehr beim Wollen, denn als der Kompositeur Clementi nach 1809 bittlich wurde, ihm die Lektüre von Kotzebues „Erinnerungen von einer Reise aus Livland" zu gestatten, wurde er abschlägig beschieden, weil man nicht versichert sei, daß er „als ein Tonkünstler keinen schädlichen Gebrauch von dem verbotenen Buche machen werde". (Wertheimer II, 40.)

Vor allem richtete Stadion sein Augenmerk auf die Hebung des Schulwesens. Bei Eröffnung des ungarischen Reichstages im Jahre 1807 wurde verheißen: „Die herrlichen Geistesanlagen, welche den verschiedenen Nationen des Reiches eigen sind, sollen durch eine bessere Erziehung, durch zweckmäßige Unterrichtsanstalten, durch ungehinderte Benutzung der Kulturschätze des Auslands freier entwickelt und bereichert werden; das schlummernde oder unterdrückte Talent wird man aufmuntern, das schüchterne Verdienst hervorziehen." Diese und mehr noch die Bekanntmachungen der Landesstellen bekundeten, daß die neue Regierung Österreichs auch von einem neuen Geist beseelt war. Zu Thuguts oder Cobenzls Zeiten wären sie unmöglich gewesen und Graf Stadion ließ es nicht bei Bekanntmachungen. Die Unwissenheit ward durch Gründung von Schulen bekämpft, das Studienwesen vom geistlichen Departement getrennt und eine eigene Studienkommission errichtet. Ein menschlich freier Geist durchdrang die Bildungsstätten der Monarchie.

Auch die Besorgnis vor dem nationalen Geist der Völker Österreichs schwand. Stadion war trotz aller zentralistischen Bestrebungen geneigt, den einzelnen Nationen ihre Individualität zu lassen, ja ihre literarische Bewegung, vor allem jene der Magyaren und Slaven zu fördern. In Böhmen und Mähren bildeten sich Vereine zur Förderung heimischer Geschichtskunde und legten Provinzialmuseen an. Eine Anzahl neuer vaterländischer Zeitschriften erschien, Hormayr begann die Herausgabe des österreichischen Plutarch. Die geistigen Kräfte Österreichs waren auf dem Wege eine Macht zu werden und die Regierung bemühte sich eifrig, diese Macht für sich zu gewinnen. Mit welchem Glücke sie dieses Ziel erreichte, wie durch sie angeregt Wissenschaft, Publizistik und Literatur gemeinsam

die Volksseele zu dem großen Gedanken der Erhebung gegen den korsischen Eroberer entflammten, wird den Gegenstand der nächsten Ausführungen bilden. Die Vorahnung großer weltgeschichtlicher Ereignisse, eines Kampfes auf Leben und Tod, durchwehte bereits die Gemüter, als August Wilhelm von Schlegel mit ausdrücklich und eigenhändig erteilter Erlaubnis des Kaisers in Wien im Winter von 1807/08 seine Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur hielt. „Eine allgemeine Rührung ließ sich," so schreibt Schlegel selbst, „in der letzten Stunde spüren, erregt durch so vieles, was ich nicht sagen konnte, aber worüber sich die Herzen verstanden. Auf dem Gebiet des Denkens und Dichtens fühlen die vielfach getrennten Deutschen ihre Einheit, und in diesem Gefühl, dessen Sprecher die Schriftsteller sein sollen, darf uns mitten unter verworrenen Aussichten eine erhebende Ahnung anwandeln von dem großen unsterblichen Beruf unseres Volkes."

---

*B) Patriotischer Aufschwung in Schrifttum und Tat.*




Drangvolle Zeiten waren es, als zum erstenmal Österreichs Volkshymne zur Feier des Geburtstages Kaiser Franz I. am 12. Februar 1797 in weihevollen Tönen durch die Räume des Hofburgtheaters erklang. Nach heldenmütiger Gegenwehr hatte der greise Wurmser vor dem Waffenglück Napoleons am 2. Februar in Mantua die Waffen gestreckt; alle Versuche Österreichs, der belagerten Stadt Entsatz zu bringen, hatte der 26jährige französische General verhindert. Leuchtend stieg der Stern seines Kriegsruhmes empor, als sollte in dessen Schatten untertauchen, was bisher als groß und kräftig gegolten. Und in dieser Zeit erklang das Lied, das die Stimmung der Völker Österreichs wiederspiegelte, das von Geschlecht zu Geschlecht seither alle Herzen bewegt — ein Denkmal österreichischer Unverzagtheit bei schweren Schicksalsschlägen. Wie die Schließe die aneinandergereihten Perlen zusammenhält, so erschien auch Österreichs Kaiserlied als der krönende First einer Kriegslyrik, die im Kampfe mit Frankreich aus dem Soldatenliede sich entwickelt hatte.

Die Franzosenkriege hatten die Erinnerung an die Kämpfe gegen den Halbmond verdrängt. Das Wehen des gewaltigen Sturmes, der sich in Frankreich erhoben und der ganz Europa durchzitterte,

brachte vor allem in Österreich die Herzen zu rascherem Schlage. Die Beziehungen der Dynastie zum bourbonischen Königshofe verliehen hier dem Empfinden warmen und persönlichen Charakter. Eine patriotische Strömung ergriff alle Kreise und verstärkte sich von Jahr zu Jahr. Wie Österreich einst als Vormauer gegen die Überflutung Europas durch den Islam gegolten, so glaubte es auch als Retter vor dem Ansturm aus Westen auftreten zu müssen.

Die Reihe von Siegen, die Erzherzog Carl 1796 an die schwarzgelben Fahnen knüpfte, riefen allgemeine Begeisterung hervor. Unter dem Einfluß der mächtigen Weltbewegung gewann die Literatur der Gebildeten wieder Fühlung mit dem Volksgeiste. Der greise Denis, der als „Sined der Barde" Klopstock nacheiferte, kehrte aus seinen „Druidenwäldern" in die Heimat zurück und schrieb 1797 seine „Denkschrift für



Johann Nepomuk Denis.
Original-Silhouette in der Wiener Stadtbibliothek.

Österreichs Patrioten," in der er ausrief: „In diesen Augenblicken fühle ich das ganze Glück, den ganzen Ruhm, ein Österreicher zu sein." Heinrich von Collin verherrlichte in seinen Römertragödien Bürgertugend und aufopfernde Vaterlandsliebe; nur äußeres Beiwerk war die antike Welt seiner Dramen, der patriotische Gehalt, die politischen Ideen bildeten ihren wahren Kern. Aber auch die eigene historische Vergangenheit fand ihre Pflege. Zieglers „Fürstengröße," Werthes „Rudolf von Habsburg" und „Niklas Zrinyi", Kalchbergs „Graf von Cilli", namentlich aber eine ganze Reihe von Dramen Paul Weidmanns spielten auf vaterländischem Boden, erweckten das Interesse an der heimischen Vorzeit und bildeten die Vorstufe zu der Höhe des patriotischen Dramas, die erst von Grillparzer erreicht werden sollte. Wohl das schönste Preislied Österreichs vor Grillparzer ließ Weidmann in seiner „Belagerung von Solo-

thurn, oder Wulfried von Hohenstein", das an den Marken Österreichs in der Zeit Friedrichs des Streitbaren spielte, ertönen:

„Die Zeit ist finster und das Schlechte waltet,
Im menschlichen Geschlecht herrscht Trug und List;
Der Krieg und alle seine Geisseln ziehen
Durchs weite Erdenreich dahin, doch überall,
Wo Treue gilt und Recht und Biedersinn —
Da gilt das Volk von Österreich seinen Preis."

Lorenz Leopold Haschka, geb. 1749 zu Wien, gest. 1827 als Kustos der Universitätsbibliothek aber, der mit warmer Liebe an diesem „guten, treuen nnd hochherzigen Volk" und dem „alten biederen Österreich" hing, folgte mit feurigem Patriotismus im Tone Gleims den Vorgängen auf dem großen Welttheater. Was Haschka selbst von seinen Liedern sagte,



Haschka.
Original-Silhouette in der Wiener Stadtbibliothek.

kann auch die Nachwelt bestätigen: „Wenn meine Oden auch gar keinen poetischen Wert hätten, so werden sie doch historisch immer denkwürdig bleiben, denn redlich und getreu ist meine Leyer den großen Weltereignissen ihrer Tage gefolgt." Nicht unvermittelt erscheint es daher, daß gerade er das Empfinden seiner Zeit in den Worten der Volkshymne am besten zum Ausdruck brachte. Sie strömte jene schlichte dynastische Treue aus, welche Einheimische und Fremde seit Jahrhunderten „Haus und Staat Österreich" als ein untrennbar Gleiches und Eines bezeichnen hieß. Die Dynastie repräsentierte den österreichischen Staatsgedanken und bildete den Hort der vielsprachigen Völkerstämme unter Habsburgs Zepter. In diesem Element lagen die realen Stützpunkte des österreichischen Gemeingefühles, dieses zur innigsten Überzeugung gewordene Bewußtsein war der fruchtbare Boden für die literarische Bewegung der nächsten Jahre.

Der wesentlichste Träger derselben war bereits seit Josef II. der Beamtenstand geworden. Unwillkürlich verpflanzte sich hiedurch aus der Kanzleistube auch etwas von der bureaukratischen Disziplin auf den Parnaß; das Subordinationsverhältnis griff auch in das Gebiet der literarischen Leistungen des Beamten über. Die Kunst war als Zweig in die staatliche Administration eingefügt worden. ohne daß aber die Obhut über sie einer eigenen Stelle übertragen worden wäre. So kam es, daß die Poesie der Kompetenz aller Behörden unterlag, wenn es sich um ihre Überwachung handelte, daß sie aber in den Bereich keiner fiel, sobald sie einer Unterstützung bedurfte. Hormayr, Gentz, Friedrich Schlegel wußten, wie später Grillparzer, davon zu singen und zu sagen. Wohl ließ sich Kaiser Franz bisweilen zu Zeichen seines Wohlgefallens literarischen Talenten gegenüber bestimmen. Was aber jene Sphäre streifte, darin die „neuen Ideen" hausten, reizte den gütigen Monarchen leicht zur Strenge, ja bisweilen zur Härte. Der Schluß von Schillers Fiesco, so soll sich der Kaiser einmal geäußert haben (Schönholz: Erinnerungen II. 194), sei besser als der im Wilhelm Tell, wo der Rebell frei ausgeht, während er dort, wie es auch rechtens wäre, umkommt.

An ausländischen Talenten fand der Kaiser, selbst wenn sie in seinem Dienste eine weitgreifende Tätigkeit entwickelten, niemals rechte Freude. Wer von angestellten Fremden sich widerhaarig zeigte, dem ward der Bescheid: „Wem es bei mir nicht so recht ist, der kann gehen." Aber auch heimische Talente erblickte er lieber am Schreibtisch der Kanzleistube, als auf den freien Höhen der Dichtung. Als der Chef einer Hofstelle die poetischen Leistungen eines sehr jungen Beamten rühmend hervorhob, meinte der Kaiser: „Meinetwegen! Aber machen Sie ihn aufmerksam, daß er es dabei nicht weit bringen wird." Arbeiten wie die des Orientalisten Hammer-Purgstall, welche das herrschende Staatssystem in keiner Weise berührten, war der Kaiser wohl geneigt auszuzeichnen, jede wissenschaftliche Richtung aber, die eine kritische Behandlung des Positiven forderte, ging wider sein Empfinden. Als die unangenehmste Sorte von Schriftstellern erschienen ihm jedoch die Publizisten, denn sie betrieben das „se mêler des affaires de la puissance", wie Napoleon sich einmal ausgedrückt hatte.

Frei die Schwingen zu regen, war österreichischem Dichtergeist in den ersten Regierungsjahren Franz II. zunächst nicht gegönnt. Viel schwerer mußte erst der Druck des korsischen Eroberers über ganz Europa sich herniedersenken, ehe Staatsgewalt und Publizistik gegen den Imperialismus Napoleons Schulter an Schulter zu kämpfen sich entschließen konnten. Der gewaltige Hauch der Zeit mußte erst die Fesseln der akademischen Kunst lösen und sie in Verbindung

mit der Gegenwart und dem lebendigen Fühlen des Volkes bringen. Erst nachdem aus dem Zusammenbruch des deutschen Reiches das Kaisertum Österreich emporgestiegen war, gewann auch das österreichische Staatsbewußtsein mehr und mehr Ausdruck.

Das Ziel der Schriftsteller- und Gelehrtenwelt musste es daher sein, eine spezifisch österreichische Literatur und Kunst zu schaffen, die Zweige zu veredeln, die aus früherer Zeit sich noch lebenskräftig erwiesen. Der Mittelpunkt aller dieser Bestrebungen, die treibende, rastlos schaffende Kraft hiefür erstand in der genialen Persönlichkeit Josefs Freiherrn von Hormayr. Wenn dessen Name trotz seiner großen Verdienste heute nicht gefeiert, sein Wirken langsam der Vergessenheit anheimgefallen ist, so liegt der Grund nicht



Josef Freiherr von Hormayr.

in der Undankbarkeit der Zeitgenossen und Nachwelt. Ein tiefer Schatten trübt das Andenken an diesen so reich veranlagten, genialen Mann und hat ihn um jene ehrenvolle Stellung in der Geschichte Österreichs gebracht, die einzunehmen er sonst berechtigt wäre. Es ist sein treuloses Verhalten gegen Österreich und das Herrscherhaus, dem er durch 31 Jahre gedient hatte und das er mit ätzender Schärfe angriff, nachdem er 1828 in bayrische Dienste übergetreten war. Die Kränkung, welche ihm nach Ed. Wertheimers neuester Publikation „Die Revolutionierung Tirols im Jahre 1813“ (Julius Rodenberg, Deutsche Rundschau B 120, 1904) zum Teil unverdient widerfuhr, da er 1813 wegen politischer Umtriebe eine harte Festungshaft in Munkács abzubüßen hatte, verwand er nie. Nachdem Hormayr am 22. Oktober 1828 die erbetene Entlassung aus dem österreichischen Staatsdienste bewilligt worden,

ward er zum erbitterten Gegner der habsburgischen Monarchie. In der Geschichte seines neuen Herrscherhauses erblickte er im Gegensatz zu Österreich nur Licht, Ehre und Rechtschaffenheit und suchte Personen und Ereignisse von einem Standpunkte zu schildern, der jenem geradezu entgegengesetzt war, den er als österreichischer Historiograph mit so viel Kraft und Erfolg eingenommen hatte.

Ein Enkel des ausgezeichneten Tiroler Staatskanzlers, eines Lieblings der Kaiserin Maria Theresia, war Josef Freiherr von Hormayr (geb. 20. Jänner 1782 zu Innsbruck, gest. 5. November 1848 zu München) nach Absolvierung der Innsbrucker Hochschule in den Staatsdienst eingetreten, hatte als Landwehrmann den Krieg in Tirol mitgemacht und war Ende des Jahres 1800 zum Major ernannt und mit der Silbernen Tapferkeitsmedaille ausgezeichnet worden. Im April 1803 bereits referierender Hofsekretär in der Staatskanzlei, begleitete er den Fürsten Lichtenstein 1805 nach Preßburg. Er war es, der bei der Vertragsbestimmung, der König von Bayern solle Tirol „mit den gleichen Titeln, Rechten und Prärogativen in Besitz nehmen, wie sie vorhin der Kaiser oder die Prinzen seines Hauses besessen hatten“, noch auf dem Zusatz der drei Worte „und nicht anders“ bestand, denn er war erfüllt von dem Glauben, daß sein Vaterland niemals dauernd mit Bayern vereinigt bleiben könne.*) Bald hierauf zum provisorischen und im Alter von 25 Jahren zum wirklichen Direktor des Haus-, Hof- und Staatsarchives ernannt, wurde er im September 1809 Hofrat.

Es ist eine geradezu sprunghafte Karriere, auf die Hormayr zurückblicken konnte und sie wird nur erklärlich durch seinen rastlosen Fleiß, seine Energie und glänzende Begabung, die noch durch ein fast ans Wunderbare grenzendes Gedächtnis gestützt wurde. Gereimtes, wenn es nicht mehr als 5—6 Seiten zählte, behielt er auf das erstemal Lesen oder Hören. Die ersten drei Bücher von Virgils Äneide rezitierte er ab- oder aufwärts von einem gegebenen Verse an, Werke, in denen er studierte, schlug er immer nach der Seite auf; die Folge der europäischen Dynastien und ihrer Mitglieder war ihm stets geläufig. In den Registraturen forderte er seine Referate aus dem oder jenem Jahrgang immer nach dem Datum mit Angabe des Kopisten, von dessen Hand die Expedition sein müsse, und diktierte mehreren zugleich über ganz verschiedene Geschäftsgegenstände.

Sein glänzendes Gedächtnis hatte ihn schon frühzeitig auf das Studium der Geschichte gewiesen. Nachdem er bereits umfangreiche Arbeiten über einzelne Epochen der

*) Hormayr bereitete die Erhebung der Tiroler vor, alle Fäden der Verhandlungen liefen in seiner Hand zusammen, er schrieb die Proklamationen und erwarb sich damals unvergängliche Verdienste.

Tiroler Landesgeschichte veröffentlicht hatte, erstreckte er nach dem Preßburger Friedenskongreß seine Studien auf das Gesamtgebiet

Tyroler! — Ich bin da, das Wort zu lösen, das ich Euch am 4. November 1805 gab:

„Daß gewiß die Zeit kommen „werde, wo Mir das hohe Ver„gnügen zu Theile werden wird, „Mich wieder mit und unter Euch „zu befinden."

Gedenket nun auch Ihr der Worte, die Ihr in eben jener bittern Abschiedsstunde, die Ihr noch zu Sterzing und Brunecken zu Mir gesprochen habt, die Mein Trost gewesen sind und Meine Hoffnung, und die nicht durch Meine, noch durch Eure Schuld, sondern nur durch anderwärtige, beyspiellose Unfälle, nicht gleich damals schon in Erfüllung gegangen sind.

Der durch eben jene Unfälle herbeygeführte Preßburger Frieden hat vielmehr jenes wohlthätige Band, das Euch seit einem halben Jahrtausend an Oesterreich knüpfte,

Krieg mit dem Vater" und „Friedrich der Streitbare" dichtete

ward er zum erbitterten Gegner der habsburgischen Monarchie. In der Geschichte seines neuen Herrscherhauses erblickte er im Gegensatz zu Österreich nur Licht ...
und
zu sc
er al
Erfol
eines
herr
5. No
bruck
als L
Ende
nen 1
bereit
er de
bei c
Tirol
Besitz
seines
drei V
von d
Bayer
sorisc
des H
tembe
Horm
durch
Begab
des C
mehr
oder l
tierte
Werke
auf; c
glieder
er seir
dem D
Exped
ganz v
S
auf da
bereits

leider! vollends zerrissen. Aber selbst, als es entschieden war, Tyrol werde nicht nur vom österreichisen Kaiserstaate getrennt, es werde auch nicht den durchlauchtigsten Erzherzog Großherzog zufallen, sondern das neue Königreich Bayern durch diese Perle vergrößert werden, da gedachte noch der scheidende Landesvater seiner geliebten Kinder mit unveränderter Sorgfalt und mit jener alten, österreichischen Treue. Das Vorhaben, Tyrol zu zerstückeln, das nördliche, Bayern, das südliche aber Italien zuzutheilen, wurde noch glücklich verhindert. Unzertrennt, mit allen seinen Rechten und Freyheiten, mit Beybehältung seiner Stände, seiner Constitution, seines Abgaben- und Vertheidigungs-Systemes — mit einem Worte, —:

Nur auf dieselbe Art und nur mit denselben Titeln und Rechten, wie Seine Majestät der Kaiser und König es besessen hatten, und nicht anders — nur so ging Tyrol an Bayern über.

So war die Bitte erfüllt, welche die treuen vier Stände in ihrer rührenden Vorstellung vom 14. Dezember 1805, Mei

---

*)
Verhand
mationen und erwarb sich damals unvergängliche Verdienste.

Tiroler Landesgeschichte veröffentlicht hatte, erstreckte er nach dem Preßburger Friedenskongreß seine [redacted]



nem allergnädigsten Herrn und geliebtesten Herrn Bruder dringendst ans Herz gelegt hatten. — Mit tröstendem Bewußtseyn vernahm der Kaiser die feyerliche und öffentliche Wiederholung dieser Friedensbedingung von Seite Bayerns durch das Besitznahmspatent und durch die, den Deputirten gegebenen Zusicherungen.

Die nach Innsbruck abgeordnete K. K. Uebergabs- und Abrechnungs-Hofcommission kam in ihren Eröffnungen und insbesondere in ihrem Dank- und Abschieds-Schreiben an die Stände vom 10. Aprill 1806 nochmals auf diesen, dem Herzen Seiner Majestät so theuern Gegenstand zurück. Bekanntlich wurde diese Commission zu Anfang des Junius, ohne Antwort auf ihre Noten und Anfragen, unter nichtigen Vorwänden, auf eine nicht nur unfreundliche, sondern sogar unanständige Art entfernt, damit sie nicht Zeuginn sey von den Woche für Woche, auf einander folgenden Verletzungen dieses Friedensartikels, damit ihre Gegenwart die Tyroler nicht um so lebhafter an die guten, alten Zeiten erinnere!

Wie man Euch, biedere Tyroler! diesen Artikel des Preßbur-

... dem Vater" und „Friedrich der Streitbare" dichtete

ward er zum erbitterten Gegner der habsburgischen Monarchie. In der Geschichte seines neuen Herrscherhauses erblickte er im

Gege
und
zu sc
er al
Erfol

eines
herr
5. No
bruck
als L
Ende
nen
berei
er de
bei
Tirol
Besit
seine
drei
von
Bayer
sorisc
des
temb

Horn
durch
Begal
des
mehr
oder
tierte
Werk
auf;
glied
er se
dem
Expe
ganz

auf
berei

4

Friedens gehalten hat, so sind alle übrige gehalten worden.

Was Seine Majestät, der Kaiser und König zeither geduldet, gethan und nachgegeben haben, um ihren getreuen Völkern wenigstens diesen, wenn gleich nachtheiligen Frieden zu erhalten, weiß alle Welt und unsere Gegner am Beßten.

Der Kaiserhof wird und muß seine besondern, zahllosen, gerechten Beschwerden, an den parteylosen Richterstuhl der Mit- und Nachwelt bringen. Er wird hiebey aber seine unermüdete Langmuth und Geduld zu rechtfertigen haben, als das, daß er jetzt, um das Aeusserste abzuwenden, um dem letzten Streich zuvorzukommen, zur Nothwehr greift! — aber warum ist dieser Krieg ein allgemeiner, nothwendiger, heiliger Krieg? Warum wird er geführt? — Darum, daß nicht eine, schon an sich übergroße Macht auch noch allein bewaffnet bleibe, und die andern alle ungerüstet, folglich ohnmächtig: — darum, daß nicht zuletzt Alle Einem dienen, und zwar Einem, welchem ursprünglich Keiner zu dienen verpflichtet war, — darum, daß noch ein Recht, daß noch eine Freyheit und Selbst-

Verha
mationen und erwarb sich damals unvergängliche Verdienste.

Tiroler Landesgeschichte veröffentlicht hatte, erstreckte er nach dem Preßburger Friedenskongreß seine Studien auf das Gesamtgebiet Österreichs. Vaterlandskunde, die glorreiche
der
sei
urc
ın
ei

ständigkeit, daß noch mehr als nur ein einziger Wille, daß noch eine Zuflucht und Rettung auf Erden sey, darum, daß nicht alle Deutschen, daß nicht endlich auch der Oesterreicher, Ungar und Böhme gezwungen werde, anstatt für den eigenen Heerd, für eigene Ehre und Heil, künftig als blinde Werkzeuge fremder Herrsch- und Habsucht zu bluten; dereinst auch wider Rußland zu ziehen, die Türkey anzufallen, oder um deutschen Emporkömmlingen Thronen in andern Welttheilen zu erkämpfen, — darum wird Krieg geführt!!

Groß und erhaben ist dieser Zweck, ja der größte und höchste; — so sey denn auch der Muth groß und hoch, und unsere Anstrengungen. — Die Gefahr des Muthigen ist allemahl kleiner, als die des Muthlosen: nicht der Verfolger, sondern der Flüchtling fällt.

Wir haben zwar einen Feind gegen Uns, dem bis auf den heutigen Tag Niemand widerstanden hat, als Treu und Glauben auf sich selbst! — Ueberall hat er gesiegt, wo er nicht enge vereinigten Willen, unermüdeten Eifer und [illegible] Zutrauen

ward er zum erbitterten Gegner der habsburgischen Monarchie. In der Geschichte seines neuen Herrscherhauses erblickte er im

Geg
und
zu s
er a
Erfol

eines
herr
5. N
brucl
als L
Ende
nen
berei
er de
bei
Tirol
Besit
seine
drei
von
Baye
soris
des
temb

Horr
durc
Bega
des
meh
oder
tierte
Werl
auf ;
glied
er se
dem
Expe
ganz

auf
berei

G

vor sich fand, — wo aber diese sind, da ist Nichts unmöglich.

Und Wir haben diesen Willen und diesen Muth, und zeigen ihn! — Ein Sinn herrscht überall; Alles tritt in den Kriegsstand über, wo nicht unter dem Gewehre, doch mit Willen, Rath und Hülfe.

Oesterreich hat viele große Gefahren siegreich bestanden: die gegenwärtige ist aus allen wohl die größte — aber auch noch nie war eine solche Einigkeit, eine solche Gluth in allen Gemüthern. — Oesterreich ist noch nie mit einer solchen Macht in die Schranken getreten. Ihren Muth stählt des Kaisers eigene Gegenwart, an ihrer Spitze steht der Sieger von Würzburg und Stockach, den die Deutschen kennen, den sie lieben, auf den sie vertrauen.

Im Hochgefühl unserer treu vereinigten Kraft, im Hochgefühl der allergerechtesten Sache, für welche jemals ein Schwert entblößt worden ist, pflanze Ich hiemit wieder den österreichischen Adler in die tyrolische Erde, in welcher die Gebeine so vieler, Meiner glorwürdigen Ahnherrn ruhen!

In diesem Hochgefühle rufe Ich — in

Verha
mationen und erwarb sich damals unvergängliche Verdienste.

Tiroler Landesgeschichte veröffentlicht hatte, erstreckte er nach dem Preßburger Friedenskongreß seine Studien auf das Gesamt[redacted]reiche

7.

diese alte, Uns geraubte Eigenthum Habsburgs, wiederkehrend — wie vor 393 Jahren jener Herzog Friedrich, die Wiedergeburt der, mit Recht Allen so theuern Verfassung, die Wiederherstellung der vier Stände hiemit feyerlich aus, rufe Adel und Prälaten, Bürger und Bauern wieder zu den Füßen jenes Throns, welcher für sie allzeit ein Ort des Trostes und der Hülfe gewesen ist.

Jene Verfügungen, welche die gegenwärtige Lage der Dinge gebiethet, besaget euch die, von mir unter Einem provisorisch erlassene Verordnung.

Waffen und ein alttyrollisches Herz, und so viel männlichen Entschluß, um einige Mühseligkeit, und um einige Gefahr der bisherigen Knechtschaft, und einer noch ärgeren Zukunft vorzuziehen, das ist alles, was ich von Euch begehre, und wahrlich, es ist gerade so viel, als eure Ehre, und als euer eigenes Heil erfordert.

Dieser Zuruf ergeht an Euch eben in den unvergeßlichen Gedächtnißtagen, an welchen vor zwölf Jahren bey Spinges, Jenesien und Botzen

ward er zum erbitterten Gegner der habsburgischen Monarchie. In der Geschichte seines neuen Herrscherhauses erblickte er im

Geg
und
zu
er
Erfc

eine
heri
5. N
bru
als
End
nen
ber
er c
bei
Tirc
Bes
seir
dre
vor
Bay
sor
des
tem

Ho
dui
Be
des
me
od
tier
We
auf
gli
er
de
Ex
ga

auf
be

s

die feindliche Uebermacht unter Joubert, durch euren Muth und Blut, binnen fünf Tagen in stürmischer, schimpflicher Eile aus dem ganzen Lande zu weichen gezwungen ward!!!

Der Augenblick setzt Euch in die Lage, in dem großen, heiligen Kampf eine Hauptrolle zu spielen — und — Tyroler! wie? es wäre möglich, daß der Wille dazu nicht in Euch wäre?

Tyroler! — Ich kenne Euch. Wahrlich auch Ich bin keinem eurer Thäler und keiner eurer Alpen fremd. — Ich bin gewiß, ihr werdet Euch eurer Väter, ihr werdet Euch des Allerhöchsten Vertrauens, ihr werdet Euch unserer großen Erwartungen würdig beweisen!

Erzherzog Johann.

---

Verhandlungen fielen in seiner [illegible]
mationen und erwarb sich damals unvergängliche Verdienste.

Tiroler Landesgeschichte veröffentlicht hatte, erstreckte er nach dem Preßburger Friedenskongreß seine Studien auf das Gesamtgebiet Österreichs. Vaterlandskunde, die glorreiche Vergangenheit der Dynastie und ihre Großtaten sollten den Massen des Volkes durch populäre Schriften zu Bewußtsein gebracht, Stolz und Vertrauen zum Herrscherhaus hiedurch erweckt werden. In den Herzen der Völker sollte der Gedanke entflammt werden, daß ein Kampf gegen Napoleon eine Notwendigkeit, daß Österreichs Erhebung nicht allein die Monarchie, sondern ganz Europa von der französischen Überflutung retten würde. Hebung des Nationalbewußtseins in der Politik, in der Kunst, im Leben gegenüber der französischen Hochflut erschien Hormayr als die höchste Aufgabe dieser sturmbewegten Zeit und zur Erreichung dieses Zieles setzte er seine ganze geistvolle Persönlichkeit ein.

Seine eigene poetische Begabung, sein feines Kunstverständnis befähigten ihn dazu, dem Steuermann gleich den alten Kurs künstlerischer Betätigung in neues Fahrwasser zu leiten. Was von historischen Dramen, Romanen, Romanzen, Gedichten dieser Zeit vaterländische Stoffe behandelt, verdankte mehr oder weniger Hormayrs Anregung seine Entstehung. Er selbst hatte in den Jahren 1805 und 1806 zwei vaterländische Theaterstücke „Friedrich von Österreich“ und „Leopold der Schöne“ veröffentlicht und suchte nun auch auf seine Freunde und durch sie auf das Publikum nach dieser Richtung zu wirken. Er wußte Heinrich von Collin für seine Absicht zu gewinnen, er regte noch andere Geister an, die sich willig um ihn sammelten. Einen warmen, ja begeisterten Förderer seiner Ideen gewann Hormayr in dem kunstbegeisterten Erzherzog Johann, der auf seine Anregung hin Künstler wie Ruß, Petter, Peter Krafft, Jakob Gauermann mit Aufträgen beschäftigte, die sich auf die Darstellung patriotischer Stoffe bezogen. Die gelieferten Gemälde bestimmte der Erzherzog zur Ausschmückung der Zimmer, Säle und der Kapelle im Schloße Thernberg, welches er durch Kauf im Jahre 1807 erworben hatte. Im Jahre 1808 berief Erzherzog Johann den Maler Ruß, um hervorragende Momente aus der habsburgischen Geschichte in künstlerischer Weise darzustellen, und übergab dem Künstler zum Schlusse seiner Unterredung ein Blatt Papier, auf dem er selbst Themen zu neuen Entwürfen verzeichnet hatte. So waren also auch der bildenden Kunst neue Bahnen gewiesen.

In weiser Erkenntnis, daß gerade durch das Theater die weitesten Kreise beeinflußt werden könnten, trachtete Hormayr, vor allem die dramatischen Dichter für seine patriotischen Ideen zu gewinnen. Nur seiner Anregung folgte Matthäus Collin, als er in dieser Zeit die vaterländischen Stücke „Belas Krieg mit dem Vater“ und „Friedrich der Streitbare“ dichtete

Immer wieder wies Hormayr auf die reiche Fundgrube hin, welche gerade die österreichische Geschichte für den Dramatiker biete und forderte vor allem anderen zur Behandlung des Rudolf- und Ottokar-Stoffes auf. Seiner Stimme verliehen auch noch die Vorlesungen August Wilhelms von Schlegel einen größeren Nachdruck. Der patriotische Zug der romantischen Schule, als deren Begründer ja gerade die beiden Schlegel galten, verband sich auf diesem Gebiete innig mit den gleichzeitigen Bestrebungen im Reich der Habsburger. In seiner letzten Vorlesung,*) in welcher er die Aussichten für



August Wilhelm von Schlegel.

die Zukunft entwickelte, pries er das historische Schauspiel als die würdigste Gattung des Dramas; dieses aber müsse aus der Tiefe der Kenntnis geschöpft sein und uns ganz in die große Vorzeit versetzen. „In diesem Spiegel lasse uns der Dichter schauen, was die Deutschen vor alters waren und was sie wieder werden sollen. Lange haben sich die höheren Stände durch Vorliebe für fremde Sitten, durch Beeiferung um fremde Geistesbildung der Gesamtheit des Volkes entfremdet. Mögen sich alle, die auf die öffentliche Gesinnung zu wirken Gelegenheit haben, bemühen, das alte Mißverständnis endlich zu lösen und alle gut Gesinnten um die leider verlassenen Gegenstände der Verehrung wie um ein heiliges Panier ver-

*) Anmerkung: Siehe Schluß des II. Aufsatzes.

sammeln! Welche Gemälde bietet unsere Geschichte dar von den Kriegen mit den Römern an bis zur Bildung des deutschen Reiches. Dann der ritterlich glänzende Zeitraum der Hohenstaufen, endlich aber der politisch wichtigere und uns am nächsten liegende des Hauses Habsburg, das so viele große Fürsten und Helden erzeugt hat. Welch ein Feld für einen wahren Dichter! Aber so unbekümmert sind wir immer um unsere wichtigsten Nationalangelegenheiten, daß selbst die bloß historische Darstellung hier noch sehr im Rückstande ist." (Aug. Wilh. v. Schlegel, 37. Vorlesung.)

Diesen Mangel an historischen Werken, den Schlegel hervorhob, fühlte auch Hormayr in vollstem Masse. War schon für den kleineren Kreis der gebildeten Stände die geschichtliche Literatur fast unzulänglich, um wie viel mehr fehlte es erst an populären Darstellungen, aus denen die breiten Volksschichten Belehrung, Aneiferung und Vaterlandsliebe schöpfen konnten. Da galt es einzusetzen.

Im Jahre 1807 begann Hormayr die Veröffentlichung des „Österreichischen Plutarch oder Leben und Bildnisse aller Regenten und der berühmtesten Feldherren, Staatsmänner und Gelehrten des österreichischen Kaiserstaates". (20 Teile, Wien 1807—1812.) Das Werk enthielt 76 Biographien mit ebensoviel Portraits, begann mit Rudolf von Habsburg und schloß mit Franz I., behandelte aber auch 12 böhmische Regenten und 4 Babenberger. Die Auswahl der um Österreich verdienten Männer war eine überaus glückliche; die Darstellung, von warmer dichterischer Auffassung getragen, sprach Phantasie und Gefühl an. Ward auch von Sachverständigen mit Grund an den historischen Tatsachen vieles an dem Werke getadelt, so erreichte es doch den Zweck, den Hormayr im Auge gehabt hatte. Es erweckte den Sinn für vaterländische Geschichte und war mehr als eine historische Belehrung. Wie ein Mahnruf wandte es sich an seine Leser, in der für Österreich so schweren Zeit den großen Vorbildern nachzueifern, teilzunehmen an dem, was die kaiserliche Verordnung vom 1. Februar 1806 den Völkern so warm ans Herz gelegt hatte. „Die Staatsverwaltung hat mehr als jemals das höchste Recht auf die Mitwirkung aller Mitbürger, die Monarchie auf jener Stufe zu erhalten, welche sie bisher unter den Staaten Europas behauptete." Das Werk erschien alsbald in einer französischen und italienischen Übersetzung (eine ungarische wurde begonnen) und gestaltete sich zum Volksbuch „von nicht zu beschreibender Wirksamkeit", wie Laube in späterer Zeit sagte.

Neben diesem populären Werke aber schuf Hormayr in seinem „Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst" (1809—1828) einen Mittelpunkt gemeinsamer Mitteilung

zwischen der deutschen, böhmischen und ungarischen Literatur Österreichs, ein Magazin für historische Kritik und Quellenstudium. Das Archiv suchte die Geschichte durch die redende und bildende Kunst volkstümlich zu machen, die Schätze der Provinzialmuseen zur allgemeinen Kenntnis zu bringen. Abhandlungen über Denkmale des Mittelalters, wie der neuesten Zeit, über Kriegskunst, niederösterreichische Militärgeschichte wechselten mit Beiträgen zur Spezialgeschichte einzelner Habsburger, als Max I., Karl V. und ihrer Helden, sowie mit Nachrichten über Künstler und Gelehrte, wichtige Anstalten, technische Erfindungen. Damit war das Organ gegründet worden, welches durch fast zwei Dezennien die gelehrte Forschung im Kaiserstaate repräsentierte und das noch heute eine unversiegliche Quelle für das Studium der Geschichte Österreichs und seiner Kronländer bildet.

Die Reichs- und Residenzstadt erschien nunmehr als Mittelpunkt der geistigen Bestrebungen aller Nationen der Monarchie. Von hier sollten fruchtbare Anregungen nach allen Richtungen ausgehen, die rückstrahlend ihren Weg wieder in die Metropole fänden. Es lag im Sinne Stadions, die nationale Entwicklung der einzelnen Länder mit den Bestrebungen zu Wien in innigsten Zusammenhang zu bringen. Mit der Erhebung Österreichs zum Kaisertum war ein gemeinsamer Titel für den Beherrscher aller Provinzen geschaffen, als Endergebnis jahrhundertelanger, ehrwürdiger Tradition und Geschichte in der Person des Regenten ein Einigungspunkt gegeben. Sollte österreichischer Sinn wirklich den ganzen Staatskörper durchziehen, sollte österreichischer Patriotismus kein blasser Begriff bleiben, so mußte zuerst das Stammesgefühl geweckt werden. Dies aber konnte auf keine bessere Weise erreicht werden, als indem der Blick der einzelnen Nationen auf ihre eigene Geschichte und Literatur gelenkt wurde. In gegenseitiger Ergänzung, Anerkennung der nationalen Verschiedenheiten und Vorzüge, im kulturellen Wettstreit der Völker sollte das Gefühl der Zusammengehörigkeit erweckt und auf der Basis des Nationalbewußteins ein österreichisches Gemeingefühl als schönste Frucht großgezogen werden. Graf Stadion glaubte nicht, die nationalen Kräfte niederhalten zu müssen; gerade in ihrer unbehinderten Entfaltung erblickte er die beste Förderung des Gesamtstaates. Deshalb sollten die einheimischen Talente geweckt und unterstützt, die geistigen Fesseln gelöst und jedem rühmlichen und gemeinnützigen Streben freie Bahn gegeben werden. War Hormayrs Archiv für einen kleineren, gelehrten Kreis berechnet, so wurden nun auf unmittelbaren Befehl des Kaisers und nach einem von ihm genehmigten Plan die „Vaterländischen Blätter für den österreichischen Kaiserstaat" (1808—1820) gegründet, die fortab im Mittelpunkt der auf die

Weckung des nationalen Stolzes und patriotischen Sinnes gerichteten Bestrebungen standen.

Ihr Zweck war, wie der im ersten Hefte vom 10. Mai 1808 enthaltene „Plan“ angab: Die Bewohner der kaiserlich-königlichen Erbstaaten mit sich selbst näher bekannt zu machen und Vaterlandsliebe durch Vaterlandskunde zu befördern. Beiträge über den Geist der Gesetzgebung, Darstellung öffentlicher Anstalten, vaterländische Reisen, Materialien zur Geschichte, Lebensbeschreibungen ausgezeichneter Personen sollten zur Veröffentlichung gelangen und unter der Rubrik „Geist der Zeit“ auch Tagesfragen behandelt werden. Wenn man die Ängstlichkeit der Zensurbehörden jener Zeit ins Auge faßt, so ist dieser Programmpunkt geradezu ein erstaunlicher Fortschritt in der Erkenntnis vom Werte der öffentlichen Meinung. „Leidenschaftliche Ausbrüche und Unternehmungen seien ausgeschlossen“, hieß es dann freilich weiter, „wahr, freimütig und bescheiden“ sei das Motto, welches die Herausgeber sich gesetzt hatten.

„Bescheidenheit“ war wohl die Haupttugend dieser Blätter, die alles vermieden, was nur im Leisesten Mißbehagen oder Argwohn des französischen Gesandten Andréossy und seiner Regierung hätte erwecken können. Eine offiziöse Zeitung von heute erscheint revolutionär gegenüber der sanften Tonart, in welcher die vaterländischen Blätter abgestimmt waren. Eine topographische Schilderung des Fürstentums Berchtesgaden, Aufsätze über Beschaffenheit und Kulturstand des Marchfeldes, über den gegenwärtigen Zustand der Tonkunst in Wien, des Dienstbotenwesens, Verfügungen zur Hebung der Viehzucht bildeten den Inhalt der ersten Hefte. Ganz vereinzelt erschienen daneben Schilderungen aus dem Leben verdienter Heerführer und Beiträge Hormayrs über habsburgische Herrscher. Nur ein feines, geübtes Ohr war imstande, die Untertöne der patriotischen Schwingungen zu vernehmen, welche von hier ihren Ausgang nahmen. Freier wurden die Äusserungen erst, als durch das kaiserliche Patent vom 9. Juni 1808 die Errichtung der Landwehr verfügt worden war.

Mit wahrer Begeisterung war diese kaiserliche Verfügung in allen Teilen der Monarchie begrüßt worden. Es schien in der Tat, als hätten damals die Völker Österreichs die Vorurteile, welche sie bisher von einander trennten, vergessen, als hätte die Liebe zum Kaiserhaus die Gegensätze verwischt, die bisher als hemmende Schranken sich zwischen ihnen erhoben hatten. Das Lob, welches Erzherzog Johann in einem Tagesbefehl vom 24. März 1809 der innerösterreichischen Landwehr zollte, galt auch für alle anderen Teile derselben: „Liebe zum Vaterland, Enthusiasmus für Selbstständigkeit, Haß gegen alle fremden Tyrannen, erhabenes Bewußtsein des eigenen Wertes,

lebendiges Gefühl unserer Kraft, echter altösterreichischer Sinn gaben der Landwehr ihr Dasein." Fortab hatte die Regierung nur den Wunsch, diese patriotische Stimmung zu erhalten und zu nähren. Je



Allegorie der Landwehr.
Nach einem kolorierten Kupferstich des historischen Museums der Stadt Wien.

näher die Wahrscheinlichkeit eines Krieges mit Frankreich rückte, desto mehr strebte sie auch, der literarischen Welt freie Bahn zu schaffen, der öffentlichen Meinung Ziel und Richtung zu geben, die führenden Geister Österreichs als Machtfaktoren zu fördern und anzuregen.

Jetzt begannen auch die „vaterländischen Blätter“ eine andere Sprache zu führen. Ihrem Inhalte nach sind sie freilich noch kein „Kampfblatt“, allein Schilderungen über die fortschreitende Organisation der Landwehr, Weihe der Fahnen und anschließende militärische Festlichkeiten zeigten deutlich, daß Österreich am Vorabend großer Ereignisse stand. In einem Aufsatz über den Ausdruck „Ein ganzer Mann“ wußte Karoline Pichler diesem Worte eine treffliche Nutzanwendung zu geben. Während in der Welt der Antike und Renaissance die harmonische Entwicklung aller Fähigkeiten als höchstes Bildungsziel gegolten, seien jetzt die verschiedenen Stände scharf und bestimmt wie im orientalischen Kastensystem gesondert. Wer sich für einen Beruf entschieden, richte alle seine Fähigkeiten und Wünsche nur auf diesen, alles übrige bleibe ihm fremd und gehaltlos. Das gebe die Halben-, Viertel- und Achtelmenschen ihrer Zeit, die, einmal aus dem altgewohnten Geleise gebracht, sich nirgends zu helfen wüßten. Jede Friedenskunst vertrage sich mit körperlicher Tüchtigkeit und tapferem Mut, jede bürgerliche Beschäftigung mit dem Gebrauch der Waffen. Warum sollten ihre Zeitgenossen nicht wieder ganze Menschen werden, warum solle Bürger und Soldat von einander getrennt sein? Und im Tone einer Seherin richtete sie die eindringliche Mahnung an ihre Zeit: „Wenn je diese Vereinigung beider Stände notwendig war, so ist es jetzt. Nur dadurch, daß jeder Bürger Soldat und jeder Soldat Bürger ist, der ein Eigentum und Vaterland zu verteidigen hat, können wir hoffen, das, was unser Fleiß erwarb, mit Erfolg zu verteidigen.“ Damit wurde die Errichtung der Landwehr als eine volkserziehliche Maßregel dargestellt, das „Volk in Waffen“ als der Hort des Vaterlandes gefeiert.

Von gleicher Gesinnung getragen, erklangen die „Stimmen des Auslandes über den österreichischen Kaiserstaat“ (Heft 12 und 13 der Vaterl. Bl.). „Man schafft und handelt im Stillen. Die Armee ist vollzählig, wird fleißig geübt und manövriert vorzüglich. Man betrachtet den Soldaten nicht mehr als unnützen Kostgänger, über dessen Fütterung man seufzt, man achtet ihn als den, der er ist — als den Beschützer der Monarchie — und alle Hoffnungen sind auf ihn gerichtet. Es ist nicht mehr das Prinzip der Ehre allein, das seinen Mut entflammt, es ist das Heil der Nation, welcher er angehört, das ihn zu Taten anfeuert. Die Regierung hat das sorgfältige Streben, ihre Sache zur Sache des Volkes zu machen, und das ist ihr gelungen. Was kann auch zweckmäßiger sein als diese Maßregel? Das bisherige Pretiös-Tun der Regierungen, welche mit ihrem „car tel est notre plaisir“ Kriege führten, ohne ihre Völker zu befragen, machte, daß diese durch ihren Mangel an Teilnahme sich rächten. Wenn der Wiener Hof sich selbst getreu bleibt, wenn er seine braven, kraftvollen Völker achtet

und sich aufs Innigste mit ihnen zu verschmelzen fortfährt, so werden seine Kriege nicht mehr Kabinetts-, sondern Volkskriege sein, und ihre Tapferkeit und Treue wird seinen Feinden ein unbesiegbares Bollwerk entgegensetzen. Möge Österreich ein Beispiel sein dem deutschen Vaterlande! Mögen in Achtung und Liebe sich begegnen Völker und Regierungen. Mögen endlich alle Teile in Eintracht sich verbinden und Kraft ihre Schritte leiten."

Dies waren neue Klänge, die aber im Herzen des deutschen Volkes der Rheinbundstaaten und Preußens noch keinen Widerhall erweckten. Lauter noch erschollen die Saiten patriotischer Gesinnung, als im Frühjahr des Jahres 1809 einzelne Regimenter bereits die Hauptstadt durchzogen, so am 8 März das berühmte Kürassierregiment Hohenzollern (heute Dragonerregiment Nr. 8), das als Dampierre-Kürassiere am 6. Juni 1619 Kaiser Ferdinand II. aus seiner Bedrängnis gerettet hatte. Von einer jubelnden Volksmenge geleitet, hielt das Regiment seinen Einzug in die Burg und schlug kraft des ihm verliehenen Vorrechtes sein Werbezelt auf dem Burgplatz auf. „Mit wahrhaft klopfendem Herzen und unter frommen, aber zitternden Wünschen", hatte Karoline Pichler (Denkwürdigkeiten II., 140) diesem militärischen Schauspiel beigewohnt. Die Stimmung der Wiener Bevölkerung gab sie in der Romanze „Kaiser Ferdinand II." wieder (Nr. 20 der Vaterl. Blätter), wenn sie ihr Gedicht mit den Versen schloß:

„Wie wir jetzt preisen die tapfere Schar,
So preisen kommende Zeiten
Das Volk, das so kräftig, so hochgesinnt war,
Sich Freiheit und Ruh zu erstreiten;
Und dankbar schaut im gesicherten Glück
Auf unsere Gefahren der Enkel zurück."

Der Beginn des Kampfes gegen Frankreich bereitete dem Erscheinen der Vaterländischen Blätter ein vorzeitiges Ende: ihren Zweck hatten sie aber vollauf erfüllt. Nicht gering war ihre Wirkung auf alle Kreise gewesen. Liebe zu Kaiser und Reich hatten sie gemehrt, Begeisterung erweckt für das gewaltige Ringen, wie es nun sich entspinnen sollte. Wenn ihr Hauptinteresse der Landwehr zugewendet war, deren Schaffung sie mit allen geistigen Mitteln ihrer Mitarbeiter förderten, so kamen sie damit nur der Volksstimmung entgegen. Dies Reich, welches von seinen Feinden als ein halbverlebter Staat, als ein bunter Haufen von Nationalitäten bezeichnet wurde, zeigte ein festes, kerniges und kriegerisches Volkstum. Die Völker, die durch ein Dezennium Entbehrungen, Opfer und Leiden aller Art erduldet hatten, hielten unverzagt an ihrem Kaiser fest und zeigten einen Patriotismus, der selbst dem Auslande Bewunderung einflößte. „Der Geist der Bevölkerung", schrieb Freiherr von Stein, „ist vortrefflich; in allen Ständen der Gesellschaft herrscht für die gute Sache eine Aufopferung, die wahr-



Wiener Freiwillige, niederösterreichische und steirische Landwehr, ungarische Insurrektion.

haft rührend und schön ist. Jeder drängt sich, die größten Opfer aller Art zu bringen, welche die Gewalt der Umstände erheischt, und es gibt keine Familie, die nicht Freiwillige unter den Verteidigern des Vaterlandes zählte."

Die Entwicklung und Ausbildung der Landwehr sowie der zahlreichen Freikorps, welche um die gleiche Zeit entstanden, in allen ihren Phasen darzustellen, Standes- und Kommandoverhältnisse im einzelnen zu schildern, wäre wohl eine dankbare Aufgabe. Aus trockenen Ziffern und Namen allein schon würde erhellen, wie alt und jung, hoch und nieder, reich und arm nur von einem Gefühl beseelt waren, durch die Tat ihre patriotische Gesinnung zu bekunden, einzutreten in die Reihen des Volksheeres. Es bedarf jedoch solcher Nachweisungen, die über das gesteckte Ziel dieser Arbeit reichen würden, umsoweniger als eine Fülle von Zügen, welche die Regungen der Volksseele noch deutlicher erkennen lassen, den gleichen Beweis zu erbringen vermögen.

Kaum hatten die Behörden mit rastlosem Eifer die Einleitungsanstalten für die Landwehr zu treffen begonnen, als das Volk sich schon haufenweise herandrängte, um sich in die hiezu eröffneten Einschreibebücher vormerken zu lassen. In drei Tagen war die der Hauptstadt vorgeschriebene Zahl von Wehrmännern durch freiwillige Stellung nicht nur ganz gedeckt, sondern überschritten. Wien, das als die Stätte behaglichsten Lebensgenusses galt, dessen Bewohner Musik und Vergnügen mehr als ernste Arbeit zu bewerten pflegten, stellte allein sechs Bataillone Freiwillige. Ähnliche Berichte liefen vom Lande ein, so daß die Regierung sich gezwungen sah, schon unter dem 24. Juli durch eine eigene Kundmachung der stetig anwachsenden Zahl Schranken zu setzen. Auch in den Provinzen zeigte sich derselbe edle Wetteifer. Wo sich 1000 stellen sollten, kamen 2000; wer ein Gewehr hatte, brachte es mit. In einem Kreise Krains erschienen allein 1200 Bewaffnete vor Erzherzog Johann. Wenige wollten ihre Widmung zur Landwehr auf das Los ankommen lassen. Ohne Los drängten sich die geeigneten, waffenfähigen Männer und Jünglinge, Väter und Söhne zu ihrer schönen Bestimmung. Die Bataillone wurden in jeder Provinz erheblich zahlreicher, als von der Regierung anfänglich angeordnet war.

Keiner wollte hinter dem anderen zurückstehen. Bürger und Bauer, Adel und Gelehrtenwelt waren von gleichem Gefühle beseelt. Matthäus von Collin, der durch Dekret vom 12. November 1808 als Professor der Ästhetik an die Krakauer Universität berufen worden war, verschob den Antritt dieser ehrenvollen Stellung, um freiwillig im Hauptquartier des Erzherzogs Ferdinand d'Este als Intendant Dienste zu leisten.*) „Die

*) Er kam beim Rückzug des VII. Korps nach Teschen und wurde dann Professor der Geschichte.

„gegenwärtige allgemeine Tätigkeit und das große Streben der Monarchie“, schrieb er an den Grafen Dietrichstein, „erfüllt mich mit Entzücken, weil es die Frucht eines würdigen Charakters der verschiedenen Völker ist. Mag es nun ausfallen, wie es wolle, so haben wir uns doch größer und edler gezeigt als das sämtliche Europa, die einzigen Spanier ausgenommen Bei einer so allgemeinen Gärung ist nun nichts elender, als der Professor eines Schülers zu sein; indes andere geistige oder körperliche Kräfte zum Besten des Vaterlandes verwenden, gleichsam in seinem eigenen Fett zu ersticken. So große Vorzüge das Leben eines Gelehrten vielleicht haben mag, so ist es doch in einem solchen Zeitpunkte dem Leben eines gemeinen Soldaten oder des geringsten politischen Beamten nachzusetzen.“ In schönerer Erfüllung hätten die Worte der Karoline Pichler über den Ausdruck „ein ganzer Mann“ wahrlich nicht zutage treten können!

Auch unter dem Volke zeigten sich Beweise von patriotischer Hingebung, die an die Beispiele antiker Bürgergröße erinnern. Die Gemeinde Erdberg, eine damals zum größten Teil von Küchengärtnern bewohnte Vorstadt, bildete eine überzählige Kompanie von 308 Mann. Man erwartete, daß bei der Musterung mehrere, besonders Familienväter, ihre Entlassung erbitten würden. Allein es kam anders; nur ein einziger äußerte diesen Wunsch. Kaum vernahmen dies seine Kameraden, als sie mit Bitterkeit seine „Wortbrüchigkeit“ tadelten. Erstaunt betrachteten Offiziere und Kommissäre diesen Vorgang. Da trat ein Mann aus der Reihe hervor und erklärte, sie hätten einen heiligen Brüderbund unter sich geschlossen, daß keiner von ihnen zurückbleiben wolle, wenn das Vaterland sie unter die Fahnen rufe. Wer dies Gelöbnis verletze, sei ein Meineidiger. Beschämt wiederrief der Geschmähte seine Bitte und die übrigen reichten ihm versöhnt die Hand. (Vaterl. Blätter, 19. und 20. Nr. vom 17. März 1809.)

Wie die schlichten Erdberger Bürger, so dachte aber auch der Adel. Seine jüngeren Mitglieder traten teils in die Reihen der Armee, teils in die Landwehr ein. In der Liebe zu Kaiser und Reich schwanden die Standesunterschiede und wenn der Bauernsohn aus den fruchtbaren Gefilden Böhmens freudig zu den Fahnen eilte, so erbat auch ein Sproß aus altadeligem böhmischen Geschlecht in gleichem Gefühle von seinem Vater die Erlaubnis zum Eintritt in die Reihen der freiwilligen Vaterlandsverteidiger. Der Brief des Grafen Karl v. Clam-Martinic (abgedruckt in den Vaterl. Blättern) adelt den Schreiber schon durch die Hoheit der Gesinnung; er ist aber zugleich ein historisches Dokument für die patriotischen Empfindungen des böhmischen Hochadels in dieser bewegten Zeit und wert, der Vergessenheit entrissen zu werden. „Meinen von jeher gehegten innigen

Wunsch," so schreibt der junge Graf aus Prag am 1. März 1809 an seinen Vater, „mich dem Militärstande zu widmen, habe ich bisher unterdrückt, weil ich weiß, daß Deine väterliche Güte mich dem Zivilstande widmet. Jetzt aber, da dem Vaterlande Gefahr droht, da ein Aufruf des Erzherzogs Carl alle, welche nicht durch Nahrungssorgen und Familienverhältnisse an den vaterländischen Herd gefesselt sind, auffordert, dem Ruf der Ehre auch außer den erbländischen Grenzen zu folgen, jetzt erwacht in mir der ununterdrückbare heiße Wunsch, seinen Fahnen zu folgen. Ich würde mich unwert halten, ein Böhme, ein österreichischer Untertan zu sein, wenn dieser Wunsch in mir nicht rege würde, und unwert würde ich mich halten, Dein Sohn zu heißen, wenn ich die Erfüllung dieses Wunsches nicht von Dir erflehte. Nicht das reizende Beispiel so vieler junger Leute, nicht kindische Nebenabsichten locken mich — nein! wahrlich nein — mir ruft ihn mein eigenes Herz zu. Ich kann es ohne Prahlerei sagen, daß ich von Kindheit an warm für Fürst und Vaterland gefühlt habe, daß Erzählungen patriotischer Heldentaten mich mit hoher, aber wehmütiger Lust erfüllten, weil ich noch nichts Ähnliches tun konnte. — Jetzt, glaube ich, ist der Zeitpunkt gekommen, diese Gefühle geltend zu machen. Die herzergreifende Proklamation des Erzherzogs Carl*), die Bereitwilligkeit, der schöne Eifer so vieler, die immer wachsende Menge der Freiwilligen, die Entschließung derer, welche sich nie diesem beschwerlichen Stande geweiht haben würden, und in diesem Drange der Zeit alles vergessen, um auf das Vaterland nicht zu vergessen – haben den lange gefaßten Entschluß zur vollen Reife gebracht. Ich brenne vor Begierde, Waffen zu tragen. Es ist wahr, auch das Beispiel wirkt viel; aber ist es mir zu verdenken, wenn ich nicht so vielen nachstehen will, die mir an Jahren, an körperlicher Stärke und viele wohl an Geistesgaben untergeordnet sind? Wenn ich nicht schlechter sein will, als so viele tausend junge Leute, die in der französischen Revolution für ein chimärisches Gut mit Enthusiasmus fochten, da ich doch für Fürst und Vaterland, für die Sicherung des vaterländischen Herdes, für die Ruhe und Wohlfahrt meiner Mitbürger und für die Ehre meines Namens dem Rufe des angebeteten Helden folgen will. Ich glaube nicht, teuerster Vater, daß mein Stand, meine Erstgeburt und dergleichen zufällige Vorzüge Dich abhalten werden, meinem heißen Wunsche zu willfahren. Denn ich müßte diese Vorzüge verwünschen, wenn sie mich hindern sollten, den patriotischen Entschluß auszuführen, den ein armer Bauernknabe, welchen ich in diesem Falle beneiden würde, vollbringen kann, weil ihm solche Vorzüge nicht den Weg zum

*) Anmerkung. „An die edelherzigen Böhmen". Vat. Bl. 1809. 19., 20 Stück vom 14. und 17. März.

ersten besten Wehrplatz verrammeln; ich würde sie verwünschen, wenn sie mich hindern sollten, zu tun, was das Glück meines Lebens ausmachen soll und wodurch ich eben diese zufälligen Vorzüge verdienen will. Ich beschwöre Dich, Vater, bei Deinen so rein patriotischen Gesinnungen, bei Deiner Liebe zu unserem Kaiser und unserem Vaterlande, welche Du mir von Kindheit durch Rede und Beispiel eingepflanzt hast, ich beschwöre dich, meinen Entschluß nicht zu verkennen und meine dringende Bitte zu gewähren. Bei der ersten tapferen Handlung, die ich mit Gottes Hilfe vollbringen werde, bei der ersten Gelegenheit, so ich das Glück haben sollte, für den Kaiser und mein Vaterland zu bluten, wo ich durch braves Benehmen den Beifall meiner Vorgesetzten, eine Belohnung derselben und was mehr ist, meine eigene Zufriedenheit werde errungen haben, da, bester Vater, da wird mich der Gedanke beseligen, daß ich aus Dankbarkeit für Deine väterliche Gnade so gehandelt und dadurch wenigstens einen kleinen Teil meiner unbezahlbaren kindlichen Schuld abgetragen habe."

Graf Karl Clam-Martinic bildete jedoch unter seinen Standesgenossen keineswegs eine rühmliche Ausnahme; Männer wie die Grafen St. Quentin, Salis, Waldstein, Lamberg, Breuner, Schönborn, Ferdinand Colloredo, Hoyos, Freiherr von Gudenus, Steigentesch, Managetta bekleideten teils Kommando-, teils Offiziersstellen in der Landwehr, deren Errichtung nicht bloß in der persönlichen Hingabe, sondern auch in freiwilliger Opferwilligkeit den österreichischen Patriotismus in seinem schönsten Glanze und in einer Kraftäußerung wie nie zuvor zeigte.

Als am 31. Oktober 1808 die Stände Böhmens auf dem Landtage zu Prag versammelt waren und ihnen das Postulat des Kaisers auf die Summe von 1,500 000 fl. zur Uniformierung und Ausrüstung der böhmischen Landwehr eröffnet wurde, bedurfte es nur des einfachen Antrages, keiner Debatten, keiner Abstimmung. In einstimmigem Ausruf erklärte die Versammlung, nicht nur mit Schnelligkeit diese Summe zu beschaffen, sondern auch der Emporbringung dieser Institution alle ihre Kräfte zu weihen, für Thron und Vaterland Gut und Leben freudig darzubringen. Die Stände der übrigen Provinzen gaben aus den Zeughäusern ihre Gewehrvorräte und gewährten mit rühmlicher Bereitwilligkeit die erforderlichen Summen zur Ausrüstung der Landwehrmänner.

Der ungarische Reichstag von 1807, der den Hoffnungen des Wiener Kabinetts so wenig entsprach, daß er vorzeitig aufgelöst wurde, hatte trotzdem zur Komplettierung der Nationalregimenter die Stellung von 12.000 Rekruten bewilligt und zur Unterstützung der Staatsfinanzen ein Sechstel des Reinertrages vom Grundbesitz, von beweglichem Vermögen da-

gegen ein Prozent des Schätzungswertes votiert. Der „schöne Reichstag vom Jahre 1808" übertraf jedoch selbst die Erwartungen des Wiener Hofes. Die Opferwilligkeit der Magyaren gewährte mehr, als im günstigsten Falle erhofft werden konnte. Die Krönung Maria Ludovikens hatte die Herzen der Magyaren entflammt, die „Freymüthigen Gedanken eines hungarischen Patrioten über die Verbesserung des Defensions-Systems seines Vaterlandes" aber, die der Erzherzog-Palatin verfaßt und als Flugschrift unter den Mitgliedern des Reichstages hatte ver-



Ungarische Insurrektion.

breiten lassen, packten die Ungarn an ihrer empfindsamsten Seite, an ihrer Liebe zum Vaterland und zur Verfassung. So kam es, daß die Stände ihrem König am Namenstag der Königin, dem 4. Oktober, Rechte einräumten, wie sie in einer Größe nicht einmal Maria Theresia zuteil geworden. „Die versammelten Reichsstände," so hieß es im II. Artikel der Beschlüsse, „beseelt von dem Wunsche, die alte Reichsverfassung, sowie die königliche Würde zu verteidigen und das Vaterland gegen unvorhergesehene und feindliche Anfälle noch mehr zu sichern, haben in Erwägung der gegenwärtigen Zeitumstände und der heutigen Art Krieg zu führen, durch

welche landtägige Beratschlagungen über das allgemeine Wohl unmöglich gemacht werden könnten, seiner geheiligten Majestät auf drei Jahre zugestanden: „daß, wenn Allerhöchstdieselben während dieser dreijährigen Zeitfrist mit Krieg überzogen würden, seine Majestät befugt sein sollen, die Insurrektion der Adeligen und aller jener, welche das Gesetz unter dieser Benennung versteht, zur Verteidigung des Reiches ohne Abhaltung des Landtages aufzurufen.“ Diese Art der Insurrektion war eine ganz außerordentliche und bis auf diesen Tag einzig in ihrer Art. Außer ihr bewilligten aber die Stände noch zur Vermehrung des stehenden ungarischen Heeres 20.000 Rekruten mit dem ferneren Angebot, daß, wenn all dies während eines eventuellen Krieges nicht genügen sollte, sie bereit seien, auf einem für kurze Zeit einzuberufenden Reichstage reichere Hifsmittel zur Verfügung zu stellen.

Der Bereitwilligkeit der Provinzialstände gab die Opferfreudigkeit des Einzelnen in nichts nach. Der Patriotismus äußerte sich in den mannigfachsten Formen. Die Edlen des Landes übernahmen teils die Aufstellung ganzer Truppenkorps, teils lieferten sie reiche Beiträge an Montur- und Ausrüstungsgegenständen in die Ärarialmagazine. So errichtete Fürst Lobkowitz eine Jägerkompanie, in Ungarn stellte der Erzherzog Primas Karl Ambrosius ein ganzes Reiterregiment, die Brüder Zichy eine Husarendivision, Fürst Eszterházy zwei Eskadronen. Der greise Herzog Albert von Sachsen-Teschen übernahm die Aufsicht über die Spitäler und widmete 100.000 fl. für deren Bedürfnisse, Fürst Dietrichstein 2000, ein Unbekannter 20.000 fl. Der böhmische und steirische Adel gründete Stiftungen für Landwehrmänner und deren Familien. Allein auch der Bürgerstand trug sein Scherflein bei. Zahlreiche Gewerbetreibende sicherten ihren Arbeitern, die als Landwehrmänner eingetreten, die Versorgung ihrer Familien zu, ja ein Lastträger Sebastian Gruber aus Altlerchenfeld, der sich für seine alten Tage einen Notgroschen von 100 fl. erspart hatte, verteilte beim Auszug der Landwehr sein mühselig erworbenes Geld an 13 Familien, deren Ernährer ins Feld rückten.*)

So war das große Problem gelöst, das „Volk in Waffen“ erstanden, der Gegensatz zwischen Volk und Armee geschwunden, ganz Österreich schien nur ein einziges großes Heerlager zu sein. „Dieser Staat“, schrieb der Musiker Reichardt, welcher sich damals auf einer Reise längere Zeit in der Monarchie aufhielt, „ist ein hoher Baum, dessen Zweige sich verbreiten, man hat einige abgehauen, aber die Wunden erregen sein innerstes Leben und treiben neue Schöße hervor.“

Zu starken, kräftigen Ästen konnten die frischen Schößlinge des alten, knorrigen Stammes nicht erstarken; die

*) Eipeldauer-Briefe 1809. III. Heft, Brief 4; V. Heft, Brief 5.

Zeit war zu kurz bemessen, welche ruhiger Entfaltung vergönnt blieb. Die Ausbildung der erst im Herbst 1808 ins Leben tretenden Landwehr blieb weit hinter der Feldarmee zurück. Die erstere als völlig kriegstüchtig zu bewerten, wäre ebenso ungerecht und parteiisch, als den Mut, welchen sie im Kampfe selbst bewies, in Zweifel zu ziehen. Ohne Kriegserfahrung und vollständige Durchbildung mitten in den Sturm des Kriegsgetümmels geschleudert, konnten viele ihrer Abteilungen nur als bewaffnete Massen betrachtet werden, die freilich ihr Bestes gaben. „Strenge Mannszucht wird man“, wie sich Erzherzog Carl einmal äußerte, „nur von jenen Kriegsvölkern erhalten, die durch längere Zeit unter den Fahnen vereinigt, den Banden der Disziplin so unterworfen sind, daß ein Wort ihrer Vorgesetzten jede innerliche Regung bezähmt. Der Mensch kann und wird seinen Trieben in dem Augenblicke ihres heftigsten Dranges nur dann widerstehen, wenn ihm eine lange Gewohnheit unbedingten Gehorsam zur zweiten Natur gemacht hat“.

Den Mangel an Ausbildungszeit mußten bei der Landwehr andere Elemente wettmachen. Das Bewußtsein von der Notwendigkeit des Kampfes, die Liebe zum eigenen Herd, der geschützt werden sollte, Anhänglichkeit ans Herrscherhaus sollten die Grundmotive zur Anspannung der Kräfte sein, die aus willigem Herzen in den Dienst des Kaisers gestellt würden. Mit Lust und frohem Sinn sollten die Landwehrmänner ihrer militärischen Ausbildung sich widmen, nicht aber das ungewohnte Waffenhandwerk unter dem Zwange strenger Disziplin erlernen. Welches Mittel aber wäre dazu geeigneter gewesen als das Lied und froher Sang? Tyrtäus hatte den Griechen begeisternde Lieder geschenkt, unter kriegerischen Gesängen zogen die alten Germanen in den Kampf, — auch die Landwehr sollte ihre Lieder haben.

Es war im Spätsommer des Jahres 1808, als Heinrich v. Collin (geb. 26. Dez. 1771), damals Sekretär bei der k. k. Kredits-Hofkommission, durch seinen Freund, den damaligen Major Catinelli, von „hohem Orte“ den Auftrag erhielt, „passende Lieder zu dichten, welche dem Charakter der Landwehr angemessen, jene Gesinnungen, die sie entflammten, würdig und edel aussprächen“. Collin galt als ein überaus fähiger, in allen Zweigen des Finanzwesens bewanderter, pflichttreuer Beamter, der im Geiste des damaligen Bureaukratismus bisher nur einen Fehler gezeigt hatte: dichterische Neigungen und Talente zu besitzen und auszuüben. Obgleich Matthäus von Collin seines Bruders Amtsleben immer mit rosigster Feder schildert, so scheint dessen dichterische Tätigkeit doch von den Vorgesetzten bis dahin nicht besonders gerne gesehen worden zu sein. „Wenn der Collin sich nur das fatale Versemachen abgewöhnt haben wird, wird er gewiß einer der besten Arbeiter in meinem

Departement sein," soll der Chef des Dichters sich einmal geäußert haben. In dieser Zeit des neuen Kurses aber wurden auch die geistigen Kräfte der Beamtenschaft zu Zwecken herangezogen, die nicht an den Kanzleitisch gebunden waren. Der Dichter der Römertragödien, zahlreicher Gedichte und Oden, welchem selbst Goethe in einer Rezension der Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung warme Beachtung geschenkt hatte, lebte und webte für sein Vaterland. Wenn Heinrich von Collins Patriotismus oft auch wunderliche Form angenommen hatte, seine dichterischen Gestalten in der römischen Toga und Tunica erschienen waren — sein Herz war gut österreichisch



Heinrich von Collin.

geblieben. Das Vertrauen auf Österreichs Zukunft und Größe begleitete ihn bis an sein Lebensende. Nicht bloß „dem hohen Auftrage zuliebe", sondern durchglüht von dem Zuge, der ganz Österreich durchwehte, ging er an diese hohe Aufgabe, wie er selbst in einem zu jener Zeit verfaßten Gedichte „An M***" bezeugt. Er sieht die Muse des Tyrtäus über sich schweben, die ihn begeistert, und ruft aus: „Heldengesang erwecke vom Schlaf das starrende Volk auf."

Äußere, wie innere Gründe erschwerten Collin seine Aufgabe und brachten ihn um manche Wirkung, die sonst dem Dichter erreichbar gewesen wäre. Das Staatsinteresse verlangte

es, daß die Möglichkeit eines Krieges mit Frankreich nirgends durchschimmern durfte und wirklich kam auch in keinem einzigen von allen Liedern der Name Frankreich oder Napoleon vor. Collin selbst bat später seine Leser zu erwägen, dass seine Lieder noch vor Ausbruch des Krieges gedichtet worden, folglich der Kräfte entbehren mußten, welche durch ihre Richtung gegen einen bestimmten Feind von selbst entstanden wären. „Sie sind — schrieb er am 18. September 1808 — wie die Landwehr selbst, auf einen künftigen, möglichen Krieg berechnet, gleichviel von welchem Feind der Staat einst überfallen werden möchte. So entflammten sich die Deutchen gegen die Römer, die Spanier gegen die Mauren. Die gleichen Gefühle werden bei Österreichs Wehrmännern den gleichen Heldenmut hervorbringen.“ Es war ihm damals nur darum zu tun, „die Wehrmänner mit einem lebendigen Gefühl ihres erhabenen Berufes zu durchdringen und sie an das Singen zu gewöhnen“.

Hiezu aber galt es für den Nachahmer Klopstocks und Denis', dem Verfasser antiker Dramen, der von Adam Müller nicht mit Unrecht als österreichischer Corneille bezeichnet wurde, vom hohen Kothurn herabzusteigen. Er mußte trachten, den einfachen Volkston zu treffen, der das Herz des schlichten Mannes im Lager und auf dem Marsche erheben und ermuntern konnte. Fester Wille, der mit Liebe erfaßte und von Ausdauer begleitete Vorsatz waren imstande, Collins sprödem lyrischen Talent dennoch Bedeutendes abzugewinnen.

Das kurz vorher erschienene „Wunderhorn“ Achim von Arnims zeigte ihm die Bahn, die er einzuschlagen hatte. Glückten ihm auch einzelne seiner „Wehrmannslieder“ ihrer Odenform wegen gerade nicht besonders, so fand er doch in vielen innige, warme Töne. Noch ehe Hoffmann von Fallersleben sein „Deutschland über alles“ angestimmt hatte, erklang Collins:

„Wenn es nur will,
Ist immer Österreich über alles“

und diese Überzeugung durchzieht auch alle übrigen Lieder. Gleich das erste der Sammlung:

„Habsburgs Thron soll dauernd stehen;
Österreich soll nicht untergehen!
Auf ihr Völker! Bildet Heere!
An die Grenze, fort zur Wehre!“

ist ein kräftiger Aufruf an das Volk. Das Marschlied „Wehrmannslust“ atmet frohen Mut und kann mit Recht als eine Perle österreichischer Kriegslyrik gelten.

„Seit ich ein Wehrmann bin,
Heg' ich viel frohern Sinn;
Nie sonst gekannte Lust
Schwellt mir die Brust.

Singe durch Feld und Wald,
Daß es von Bergen hallt:
„Herrliches Österreich!
Was kommt dir gleich!“

Österreich, wohl bist du mein,
Österreich, wohl bin ich dein.
Trennt mich von dir nicht Not,
Nichts, als der Tod.

So fand Collins warmschlagendes Herz trotz aller Fesseln, welche die Natur seiner Begabung und äußere Verhältnisse



Castelli.

um ihn schlugen, den wahren Volkston und wies einer späteren Zeit die Bahn, auf der andere nicht glücklicher als er folgten.*) Wenn im „großen deutschen Dichterwald“ seine Stimme nicht lauteren Nachhall erweckte, so lag der Grund in dem spezifisch österreichischen Standpunkt, den er eingenommen.

*) Der junge Eipeldauer schreibt über Collins Lieder 1809, IV. Heft, Brief 2: „Die Lieder werden einzelweis aufkauft und wünschte ich nur, daß unsere Harfenisten diese patriotischen Volkslieder singeten, wo's gwiß bei allen gutdenkenden Wienern viel Ehr einlegen werden.

Hatte Collin noch jede Anspielung auf die Möglichkeit eines Kampfes mit Frankreich vermieden gehabt, so ließ Castelli (geb. 6. März 1781 zu Wien, Landessekretär, Hoftheaterdichter, † am 5. Februar 1862 zu Wien) diese Vorsicht fallen. Die „Franken" sind es, gegen die er zum blutigen Streit auffordert.

„Wir glauben, daß der stolze Franke
Der Ruhe süße Frucht nicht kennt,
Daß frevelnd er des Rechtes Schranke
Und jedes heil'ge Band zertrennt
Zum Opfer seiner Ruhmbegier:
Das glauben wir."

So heißt es in dem Liede „Wehrmanns Glaube, Hoffnung". Am bekanntesten wurde aber sein „Kriegslied für die österreichische Armee":*)

„Hinaus, hinaus mit frohem Mut!
Hinaus ins Feld der Ehre,
Damit der Feinde Übermut
Nicht unserer Brüder Hab und Gut
Und unser Land verheere."

Castellis Lieder waren volkstümlicher und gesanglicher. Während Collins Wehrmannsliedern erst durch Weigl und Gyrowetz die musikalische Bearbeitung zuteil wurde, hatte Castelli seine Texte alten, bekannten Melodien angepaßt und ihnen damit allgemeinste Verbreitung gesichert.

Auch die „grüne Steiermark" fand ihren heimischen Dichter. In einer Zeit, wo noch kein Körner deutschen Jünglingen voranleuchtete, hat Johann Georg Fellinger (geb. 3. Jänner 1781) aus freieigenem Entschluß zu den Waffen gegriffen, als erstes herrliches Vorbild jener späteren Zeit, in der Deutschlands Jugend zum Befreiungswerke eilte. Mit seinem Vater und noch zwei Brüdern war Fellinger, der in Graz Rechtsstudien oblag, unter die Fahnen der steiermärkischen Landwehr, nach dem ausdrücklichen Wunsch des Vaters als einfacher Landwehrmann getreten, bald jedoch zum Offizier befördert worden. Die ursprüngliche Bestimmung der Landwehr, nicht außerhalb der Landesgrenze verwendet zu werden, genügte aber seinem Feuereifer nicht; er wollte teilnehmen an den Freiheitsschlachten und suchte daher Anstellung bei den Linientruppen zu finden. Inzwischen war aber die Landwehr über die Grenze gezogen und Fellinger verblieb in seiner früheren Stellung. Im Treffen an der Piave traf ihn ein feindlicher Kolbenschlag so unglücklich, daß sein rechtes Auge erblindete. Nur sorgfältigste Pflege erhielt ihn am Leben, allein sein glühender Wunsch, mit Waffen in der Hand gegen

*) Dasselbe soll in einer Auflage von 100.000 Exemplaren gedruckt und verteilt worden sein.

Frankreich zu kämpfen, war vernichtet.*) Dies Bewußtsein umschattete sein Gemüt und zehrte an seiner Kraft, die im Kampfe fürs Vaterland einen vernichtenden Stoß erlitten hatte. Sein kurzes Leben aber verklärte die glühende Vaterlandsliebe, die er in begeisterten Versen zum Ausdruck gebracht hatte.

„Im Eisenrocke liegt die Kraft verborgen,
Ein gutes Schwert ist jetzt das höchste Gut,"

dies war seine Lebensüberzeugung, die ihn Soldat werden



Johann Georg Fellinger.

hieß und zur Fahnenweihe der steirischen Landwehr die Verse diktierte:

„Auf, ordnet euch zur Fahnenweihe!
Schwingt hoch die Wehr in starker Hand,
Und schwöret echte Bürgertreue
Dem Kaiser und dem Vaterland!

---

*) Anmerkung. Nach dem Wiener Frieden aus der Kriegsgefangenschaft entlassen, trat er als Leutnant beim Regiment Hohenlohe-Bartenstein ein. Sein heißer Wunsch, 1813 in den Kampf zu ziehen, blieb ihm versagt. Er wurde suplierender Auditor, kam 1814 als Konskriptions-Revisor nach Judenburg, später nach Adelsberg, wo er 1816 verschied.

Wenn einst des Krieges Schrecken dräuen,
Dann schließe fest sich Mann an Mann,
Dann wollen wir den Schwur erneuen,
Und mutig gehn die Ehrenbahn.“

Aber auch ein Ausländer, der in Österreich seine zweite Heimat fand, stimmte mit ein in den patriotischen Sang. Friedrich von Schlegel, der Begründer der romantischen Schule (geb. 1772 zu Hannover, † 1829), hatte schon



Friedrich von Schlegel.

in seinem Gedichte „Am Rhein“ bittere Klage über die fortschreitende Übermacht Frankreichs erhoben:

„Dunkle Trauer zieht mich nieder,
Will in Wehmut ganz vergehen;
Wenn ich sehe, was geschehen,
Wenn ich denke, was gewesen,
Will die Brust in Schmerz sich lösen!“

Aus dem alten Geschlecht der Habsburger, das „so oft auch Blut geflossen, wiederbrachte Fried' und Recht“, erwartet er den Erlöser aus dem unwürdigen Joche Napoleons, unter

dem Deutschlands Fürsten sich gebeugt. Er preist Rudolfs „feste Tugend" ‚Ferdinands II. „hohen Mut". (Huldigung.) Seit 1808 band ihn an Österreich eine Anstellung als Hofsekretär und nun steigerte sich sein patriotisches Empfinden zu dem Gelübde, das in allen Herzen gleiche Gefühle auslöste:

„Es sei mein Herz und Blut geweiht,
Dich, Vaterland, zu retten."

So entstand in Österreich eine Freiheitslyrik, noch ehe Deutschlands Dichter die Nation zum Kampfe gegen wälsche Unterdrückung aufriefen; aus den Landen der Habsburger erklang ein Vorspiel, indem alle Motive bereits auftauchten, die einige Jahre später als machtvoller Chor erbrausten. Die Sänger aber, die so kühn waren, Österreichs Völker zu patriotischer Begeisterung zu entflammen, sie schienen Napoleon groß genug, um an ihre Verfolgung zu denken. Wie er am Tage seines Einzuges in Berlin im 19. Bulletin der großen Armee von dem „elenden Skribenten, Gentz genannt, einem der Menschen ohne Ehre, die sich für Geld verkaufen" sprach und vor Ausbruch des Krieges 1809, als Stadion Gentz nach Wien berufen hatte, durch den Westfälischen Moniteur melden ließ, daß der „berüchtigte Ränkemacher Gentz" in Wien angekommen sei, so erschienen dem Welteroberer die patriotischen Dichter Österreichs nicht zu gering, um auch sie im Moniteur in die Acht zu erklären.*) Ausser Collin und Castelli wurde noch Josef Carpani, der Freund Haydns (geb. 1752 zu Villalbese bei Mailand, † 1825 zu Wien) geächtet, der gleichfalls das Verbrechen begangen hatte, seiner patriotischen Gesinnung in Versen Ausdruck zu geben.**)

Die Rüstungen Österreichs, die Bewegung seiner Völker konnten Napoleons Gesandten am Wiener Hof nicht lange entgehen. Selbst dem flüchtigen Blick mußte es klar sein, daß es wie Gewitterhauch durch die Gemüter gehe. „Man kann sich nicht verhehlen," berichtete Andrèossy nach Paris bereits am 10. Mai 1808, „daß Österreich seit dem Preßburger Frieden alle Aufmerksamkeit dahin gerichtet hat, nicht nur seine Verluste wieder zu tilgen, sondern sich auch in einen Verteidigungszustand zu setzen, den man furchtbar nennen könnte, wenn die dazu verwendeten Mittel mehr Wert hätten. Der Widerwille des Wiener Hofes ist unbesiegbar und sein Haß stärker als der jeder anderen Regierung."

Andrèossy erhielt am 24. Juni Befehl, in nachdrücklichster

*) Anmerkung. Castelli floh nach Ungarn, wurde später Hoftheaterdichter und nach den Befreiungskriegen niederösterreichischer Landschaftssekretär.

**) Anmerkung. Seit 1796 Zensor und Direktor der Theater Venedigs, fand er nach dem Preßburger Frieden als Theaterdichter in Wien Anstellung. 1809 begleitete er Erzherzog Johann während der ganzen Dauer des Feldzuges, führte ein genaues Tagebuch, das er aber 1812 vernichtete.

Weise Aufklärung über die Rüstungen zu verlangen, die Napoleon als gegen sich gerichtet bezeichnete. Die abgegebenen beruhigenden Erklärungen schienen Napoleons argwöhnischen Geist zu beschwichtigen. Freilich konnte dies nur kurze Zeit währen, denn obgleich Stadion noch immer vom Frieden sprach, trachtete er doch die Monarchie in Kriegsbereitschaft zu setzen. Einzelne Vorfälle zeigten deutlich, daß der öffentliche Geist schon eine feindselige Richtung gegen Frankreich genommen habe. In Triest schrie die Bevölkerung vor dem Hause des französischen Konsuls: „Viva Francesco secondo, morte a Napoleone." Solche Kundgebungen waren für einen Mann wie Napoleon genügend starke Mahnungen zur Vorsicht. Am 27. Juli richtete Champagny eine in sehr ernstem Tone gehaltene Note an Österreichs Botschafter in Paris, Grafen Metternich. „Was will Ihre Regierung, warum stört sie den Frieden des Kontinents? Ihre Provinzen werden von ihren Prinzen durchkreuzt; sie rufen das Volk zur Verteidigung des Vaterlandes auf; die ganze Volksmasse vom 18. bis zum 45. Lebensjahr ist unter Waffen gesetzt, etc. Will Österreich ernstlich den Krieg?" In einer ausführlichen Beantwortung verstand es jedoch Metternich, mit großem Geschick die gegen seinen Hof erhobenen Beschuldigungen vorläufig zu entkräften und den Kaiser mit seinen Erklärungen zufrieden zu stellen.

Während aber der Botschafter seiner und des österreichischen Volkes Friedensliebe Ausdruck gab, wollte man in Wien selbst nichts von Einstellung der militärischen Maßregeln wissen, so daß Andrèossy am 8. August wieder berichten konnte: „Nach allem, was unter unseren Augen vorgeht und nach den von allen Seiten einlangenden Nachrichten, bot Österreich niemals einen so kriegerischen Anblick wie jetzt, und noch nie verstand es die österreichische Regierung, dem Adel und allen Bürgerklassen einen solchen Schwung zu verleihen, wie in diesem Augenblicke. Das „Moriamur" der Ungarn unter Maria Theresia hat verhältnismäßig gewiß nicht so viele Krieger geliefert wie gegenwärtig der Aufruf der Regierungskommissäre und die Inskription für die Landwehr."

Am 14. August traf Napoleon aus Spanien in Paris ein und fand den Bericht seines Gesandten vor, der ihn in höchste Erregung versetzte. In solcher Stimmung empfing er am folgenden Tage, seinem Namenstage, das diplomatische Korps. In einer fast einstündigen Ansprache setzte er Metternich die Gefahren eines Krieges für Österreich auseinander und wies Andrèossy an, dem Grafen Stadion eine Schilderung über die Audienz vom 15. August zu geben, die seinen Herrn bereit zum Frieden, aber auch zum Kriege zeigen sollte. Noch waren Österreichs Rüstungen nicht so weit gediehen, um kriegerische Absichten offen kundzugeben. Das Wiener

Kabinett versprach die Entlassung der Reserven bis zum 1. September, wogegen Napoleon seinerseits Metternich beruhigte und die Unterredung mit den Worten „Sagen Sie Ihrem Kaiser, daß ich alles zwischen uns als beendigt betrachte“ schloß. Beendigt war in Wahrheit nichts, die Entscheidung nur auf spätere Zeit verschoben.

Der Verlauf des Erfurter Fürstenkongresses, die Bestimmungen des Vertrages vom 12. Oktober 1808 vernichteten in Österreich alle Hoffnungen auf Errettung aus der für ganz Europa durch Frankreich drohenden Gefahr. Die Bande der Freundschaft zwischen Napoleon und dem Zaren Alexander I. schienen fester denn je geknüpft, die Interessen der deutschen Fürsten unlösbar an die Macht und das Wohlwollen Napoleons gebunden. Stadion glaubte die Zeit gekommen, nunmehr Kaiser Franz zu einem entscheidenden Schritt bewegen zu müssen. „Wir finden uns, so heißt es in Stadions Vortrag vom 12. Oktober, glücklicherweise in eine solche Lage versetzt, welche uns nicht mehr die eiserne Notwendigkeit aufbürdet, die Unabhängigkeit des österreichischen Kaiserthrones und seine zukünftigen politischen Verhältnisse aus Furcht, Frankreich oder Rußland zu mißfallen, auf das Spiel zu setzen. Ich sehe kein anderes Mittel, um die Monarchie zu retten und ihre zukünftige Existenz zu versichern als dieses, beizeiten der Gefahr zuvorzukommen und, ohne den Ausbruch der feindseligen Pläne Napoleons abzuwarten, den günstigsten Augenblick für uns zu wählen, um unsere so gespannten politischen Verhältnisse gegen Frankreich schnell und auf immer zur Entscheidung zu bringen.“

Durch derartige Forderungen des leitenden Ministers war man in Wien bei einer Krisis angelangt. Jetzt mußte es sich zeigen, ob Kriegs- oder Friedenspartei in der Umgebung des Kaisers das schwingende Zünglein der Wage zum Ausschlag bringen konnte. Während Stadion und Baldacci, Kaiserin Maria Ludovika und ihre Brüder mit allem denkbaren Eifer zum Kriege drängten, riet Erzherzog Carl noch immer von jeder kriegerischen Aktion ab, ohne jedoch in dem Fortgang der Rüstungen auch nur die geringste Hemmung eintreten zu lassen. Allmählich erlahmte der Widerstand des Erzherzogs. Er erkannte „das Ministerium habe die Sache auf einen Standpunkt gebracht, auf welchem der Krieg unvermeidlich“, er sah ein, daß jeder Widerspruch vergeblich sei und schließlich der Kampf auch ohne seine Einwilligung begonnen werden würde.

Zur Entscheidung des Kaisers für den Krieg hatte jedoch Metternich wohl am meisten beigetragen. Am 5. November war derselbe von Paris abgereist und hatte sofort nach seinem Eintreffen in Wien zwei Denkschriften verfaßt, in denen er mit aller Macht seiner Beredsamkeit für den Krieg in die

Schranken trat. Sei Österreich auch vor Erhebung der Spanier schwächer als Frankreich gewesen, so sei das Verhältnis jetzt ein anderes geworden und die Streitkräfte beider Staaten würden sich bei Ausbruch eines Krieges zumindest das Gleichgewicht halten. Jetzt sei für Österreich der Moment gekommen, um endgiltig mit Napoleon abrechnen, zum alten Glanze wieder erstehen zu können.

Diese Darlegungen erfreuten sich des vollen Beifalles Stadions, der von denselben Gesinnungen wie der Botschafter selbst erfüllt war. Alle Einwendungen, die Erzherzog Carl erhob, wurden als haltlos zurückgewiesen, Stadion drängte auf die Beschleunigung aller Maßregeln, um mit Beginn des



Graf Metternich.

nächsten Jahres den Feldzug eröffnen zu können. Napoleons Übermacht bedrohte die Existenz Österreichs; wolle man seinen Angriff erst abwarten, dann werde der Untertan dem Landesherrn und nicht mit Unrecht vorwerfen, daß er dem Feinde sozusagen Tür und Tor geöffnet habe. Alles Vertrauen in die Regierung würde verschwinden, Mutlosigkeit und stumpfe Ergebung in das Schicksal an dessen Stelle treten. (Vortrag Stadions vom 4. Dezember 1808.)

Im Prinzip war also der Krieg bei Metternichs Rückkehr nach Paris eine beschlossene Tatsache; es war jetzt nur von höchster Wichtigkeit, Bundesgenossen zu erwerben. In dieser Richtung waren jedoch die Aussichten überaus ungünstig. Schwarzenbergs Mission in Petersburg scheiterte; Preußen

war nicht zu gewinnen, aber auch Wallmodens emsige Bemühungen in England blieben fast resultatlos. Alle diese widrigen Umstände vermochten aber den Willen und die Energie Stadions nicht zu brechen. Durch die ersten Erfolge auf dem Kriegsschauplatze hoffte er, die noch Säumigen auf seine Seite zu ziehen. Er drängte zur Vollendung der letzten Vorkehrungen und suchte mit allen Mitteln die Bevölkerung zu entflammen.

Noch immer vermied die Regierung aber das letzte entscheidende Wort zu sprechen und daher mußte Metternich sich auch noch weiterhin der friedlichsten Sprache in Paris befleißen. Allein auch Napoleon, der zuerst Spanien vollständig unterworfen sehen wollte, suchte einen Zusammenstoß mit Österreich zu vermeiden, wenn er auch für alle Fälle seine Vorkehrungen traf. Alle Rüstungen sollten bis Ende März fertig sein, um dann mit 400.000 Mann, wie er den Zaren Alexander wissen ließ, gegen Österreich zu marschieren, falls dieses wagen sollte, ihm den Fehdehandschuh hinzuwerfen.

Am 22. Januar 1809 war Napoleon aus Spanien zurückgekehrt, wohin er sich am 29. Oktober begeben hatte, um dem Kriege hier durch sein eigenes Erscheinen eine entscheidende Wendung zum Besseren zu geben. Die Ankunft des Kaisers in Paris wurde allgemein als der Vorläufer ernster Verwicklungen betrachtet und war es auch. Am 28. Februar berief Napoleon seinen Gesandten aus Wien ab, nachdem er Metternich seit seiner Rückkehr völlig ignoriert hatte und dieser erhielt endlich den Befehl anzuzeigen, daß die Truppenansammlungen des Rheinbundes auch seinen Hof nötigten, die Armee auf den Kriegsfuß zu setzen. Eine letzte Aufforderung des Wiener Kabinetts vom 27. März, die Rüstungen einzustellen, wies Napoleon zurück. Zwischen beiden Mächten gab es nichts mehr zu vermitteln, nur das Schwert konnte die Entscheidung bringen.

Die kriegerische Stimmung der Bevölkerung hatte bis dahin einen Höhepunkt erreicht, der nicht mehr hätte gesteigert werden können. Überall hörte man nur sagen: „Wir wollen lieber zugrunde gehen als ein fremdes Joch ertragen.“ Die Hauptstadt bot ein ganz außergewöhnliches Bild. Auf den Glacis hielt die Miliz ihre Exerzierübungen, Karren, Piketpferde, Transportwagen drängten in den Vorstädten, in den Kaffeehäusern wurden die eingelaufenen Neuigkeiten besprochen, auf den Straßen gewahrte man Gruppen, die auf einzelne Redner lauschten. In den ersten Tagen des März wurden die sechs Wiener Landwehrbataillone gemustert, für den 9. die feierliche Fahnenweihe, für den 10. der Ausmarsch angeordnet.*)

*) Beide Tage schildert der junge Eipeldauer in seiner urwüchsigen Weise wahrhaft erhebend. 1809, Heft IV, Brief 5 und Heft V, Brief 1.

Im alten ehrwürdigen Stephans-Dome schlang Kaiserin Maria Ludovika um jede Fahne selbst das von ihr gewidmete Silberband, dann rückten die Bataillone aufs Glacis ab, um den Fahneneid zu schwören. Durch einen zündenden Aufruf erhöhte Erzherzog Carl die Entschlossenheit der Mannschaft am Vortage des Abmarsches. Die hohe Begeisterung, mit der sie sich heute dem Dienste des Monarchen und des Vaterlandes angelobt hätten, habe das Band der Liebe und des Zutrauens zwischen Kaiser und Untertanen unauflöslich geknüpft. Wo Ehre und Pflicht sie hinrufe, da fände er sie wieder, da fände jeder auch ihn.

Schon am frühen Morgen des folgenden Tages nahmen die Bataillone Aufstellung am Glacis zwischen dem Burg- und Schottentor. Scharenweise strömte das Volk hinzu, galt es doch Abschied zu nehmen von Eltern, Freunden, Geschwistern, Frau und Kind. In vieler Augen erglänzten Tränen; Worte wurden gehört, die wahre Seelengröße verrieten. „Weib," so rief ein Freiwilliger vom 6. Bataillon aus, „verdirb mir den heutigen Tag nicht durch dein Weinen und Jammern. Das Vaterland hat ältere Rechte an mich als du. Eher war ich dessen Sohn und dann erst wurde ich dein Gatte." (Vaterl. Taschenbuch 1814.) Da erscholl der Ruf: „Der Kaiser kommt!" Trommel wirbelten, die Musik schlug ein, und begrüßt mit dem brausenden Zuruf „Hoch lebe der Kaiser" ritt Franz II. von Bataillon zu Bataillon und grüßte freundlich die Truppen, in deren Jubel die begeisterte Volksmenge wetteifernd einstimmte. Dann ward mit Erzherzog Ludwig und Maximilian an der Spitze der Marsch angetreten; die ersten drei Bataillone zogen über die Taborstrasse gegen Korneuburg, die übrigen nach Klosterneuburg. Von jedem Bataillon blieben nur einige Landwehrmänner der Werbung wegen in Wien zurück, wozu die kleinsten und schwächsten ausersehen wurden. Dies Los traf unter anderen auch den Gemeinen Georg Käsmann vom 4. Bataillon, aus Ehrl in Bayern gebürtig, 41 Jahre alt, einen Schuhmacher. Tiefgerührt nahm er von seinen Waffenbrüdern Abschied: „Ihr seid glücklich, ihr zieht gegen den Feind; ich muß bleiben, denn mir traut man nicht." Vergeblich war das Zureden seiner Freunde, die ihn von dieser Auffassung abzubringen suchten. Zwei Tage später schreckte ein Schuß seine Frau vom Schlaf auf: Käsmann hatte aus gekränktem Ehrgefühl seinem Leben ein Ende gemacht.

Mit dem Ausmarsch der Landwehr trat keineswegs eine gedrückte Stimmung in der Hauptstadt ein. Frohe Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang des Kampfes herrschte unter den weiten Volkschichten. Mit dem Gebet der Priester am Altar vereinigten sich täglich Tausende von Herzen und sprachen voll Inbrunst die Worte mit: „O Gott, laß die Großen der Erde einmütig das Wohl der Völker, die ihnen anvertraut sind,

# Edle

Ich konnte Mir das B
Mitte zu seyn.

Die hohe Begeister
Monarchen, und dem Schutz
bender Zug in der Geschichte
und des Zutrauens zwischen

Wenn dem Vater
von Euch will fremden Hohn
erzeugt Helden, und verbürgt

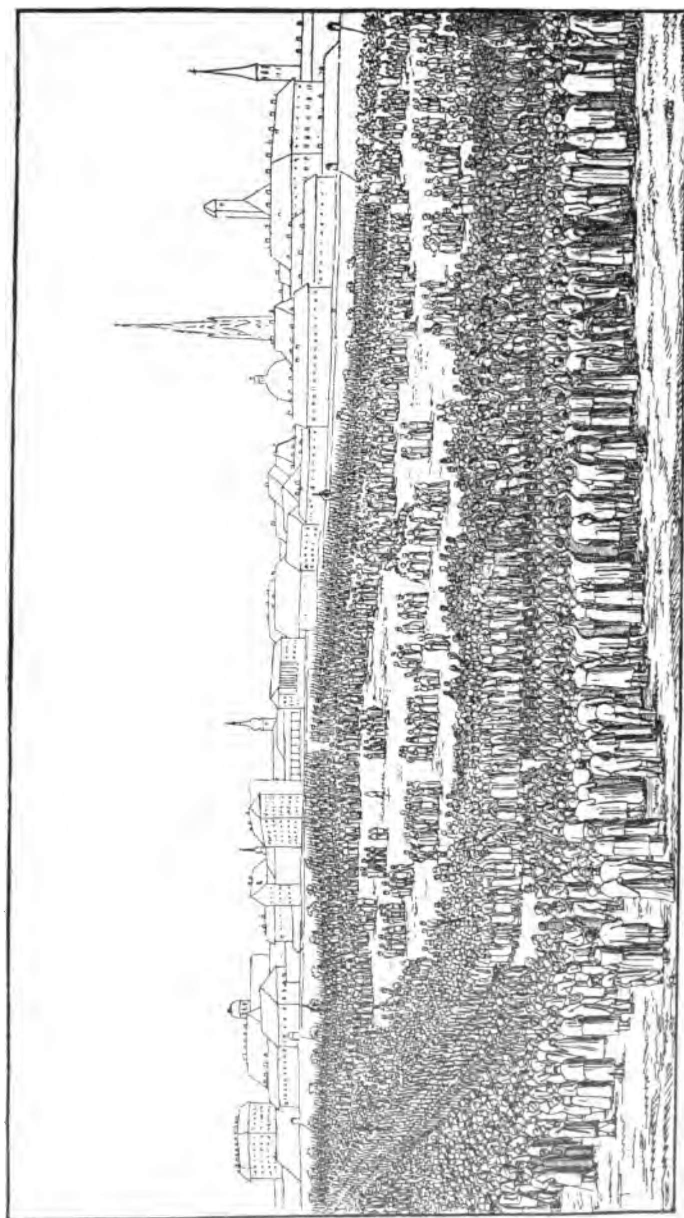
Wo uns die Ehre
da findet jeder von Euch auc

Wien am 9. März

l
j

(
S
(
F
v
r
h
\
d
T
T
d
v
ir
st
ai
ze
K
w
kl
ur
4.
Sc
Al
icl
da
ab
se
Eh

ge
au
de
vei
vo
Eri



Der Ausmarsch der Wiener Landwehr am 10. März 1809.

**Nach einem Kupferstich des Historischen Museums der Stadt Wien**

befördern. Erhalte sie in festem Vertrauen auf Dich und sei denen gnädig, welche unterliegen. Laß Sicherheit und Ruhe an die Stelle der Kriegsgefahren zurückkehren und wahre Freiheit aufleben." („Kriegsgebet". Wien 1809, Nr. 27.464 A der k. k. Hofbibliothek.)

Kleine Blätter und Flugschriften erschienen, fanden reißenden Absatz und erhöhten die kriegerische Stimmung. „Palafox an General Lefèbvre", „Spanien noch nicht erobert", „Stimme eines Deutschen für die Selbstständigkeit der noch freien und für die Befreiung der schon unterjochten Staaten in Europa", „Österreich im Jahre 1809" waren die Namen von Schriftchen anonymer Verfasser, die zum Kampf gegen den korsischen Unterdrücker aufriefen. In einer Broschüre „Warum wird der jetzige Krieg geführt" (Wiener Stadtbibliothek Nr. 19620) werden mit der Sprache des Herzens die Bedenken aller jener zu zerstreuen gesucht, die den Krieg als ein hartes, grausames Geschick von der Hand weisen. Nur engherzige Menschen, denen ihr Glück alles und jede höhere Rücksicht auf das Gemeinwohl, die Nationalehre und Würde eines Volkes nichts ist, könnten noch Anstand nehmen, den Vorkehrungen der Regierung für aller Ehre, Sicherheit und Wohlstand Beifall zuzujauchzen. Der ganzen Welt seien die Veränderungen bekannt, die Napoleon seit zwölf Jahren schon zum Unheil der Völker und Dynastien bewirkt. Sobald er nur Spanien überwunden habe, werde er neue Vorwände und Ursachen hervorsuchen, um Österreich zu bekriegen und auch dieses unter seinen Willen zu beugen versuchen.

„Dieser Nationalschande, diesem grenzenlosen Unglück nun zuvorzukommen, die Würde, Ehre und die Rechte seiner sämtlichen Staaten zu schützen; das gesamte Eigentum seiner Untertanen zu verteidigen; den Namen, die Sprache, die Sitten und Gewohnheiten, mit einem Worte: das Vaterland der unter seinem Szepter vereinigten deutschen, slavischen und ungarischen Völker auch für die Zukunft zu erhalten — das sind die alleinigen wahrhaft edlen Ursachen und Beweggründe, die unsern guten Kaiser bewogen haben, diesen notwendigen und gerechten Krieg mit Mut und Vertrauen anzufangen."

Auch Hormayr erschien auf dem Plan mit „Aktenstücken über die Invasion und Einverleibung des Kirchenstaates und die Beraubung Pius des VII. (Wien 1808 bei Strauß), sowie den „spanischen Aktenstücken 1808/1809", und einem „Vendéekrieg". Diese letztgenannte, wie eine spätere Schrift „Pius des VII. Bannfluch wider Napoleon" wurden aber nach den Unglückstagen in Bayern zum größten Teil vernichtet; einen wenn auch kleineren Kreis von Lesern hatten sie aber doch gefunden.

Wirkten alle diese Flugschriften aber zunächst doch nur auf

Ar

Der Schutz des

So lange es mög
und so lange diese A
nes, mit der Sicher
lange schwieg jede sch
narchen. Aber wenn
digkeit gegen den un

Seine Majestä
Vollmacht zum Be
Eurer Mitte seyn,
rem Feldherrn auf
len Oestrreichs, ist
das höchste Maß
wird unnachsichtlic
Belohnung, das
und des Ranges.
stoßen werden, dem
den Merkmahlen de
verän und der W
verdient gemacht h
tragen werde.

Noch bleibt mi
dem bewaffneten F
nicht fremd seyn.
und Landmann ist
Leiden des Kriegs
willigen Frevel um
nicht dahin geht, b
Bedrückern zu befre
wirkung einer daue
fahrt und Sicherhei

Bald werden fr
schaftlichen Feind b
unterstützt sie als
Thaten ehren den
zeigen: daß Ihr d

So führe ich
und von dem Dan

den Verstand und durch diesen erst auf Herz und Gemüt, so rissen musikalische und dramatische Aufführungen die Zuhörer unwiderstehlich mit, denn auch sie gestalteten sich zu patriotischen Kundgebungen. Am 23. März fand im Kärntnertor-Theater eine Vorstellung statt, bei welcher auch die von Weigl in Musik gesetzten Lieder Collins gesungen wurden. Das Publikum nahm die Stücke in voller Begeisterung auf und äußerte seinen Beifall durch laute Freudenbezeugungen. Noch erhebender aber verlief eine musikalische Akademie, die am 28. März in den Redoutensälen abgehalten wurde. „Welch ein Tag war das, welche Stimmung unter meinen Mitbürgern" ruft Karoline Pichler in ihren Denkwürdigkeiten aus (II. 139); der Komponist und Musikschriftsteller Reichardt aber erzählt in seinen „Vertrauten Briefen, geschrieben auf einer Reise nach Wien" (II. 84) ausführlich: Die Versammlung war die glänzendste und zahlreichste, die ich hier gesehen. Der ganze Saal, alle Galerien, alle Winkel und Ausgänge waren gepfropft von Menschen aus allen Ständen, so daß viele Hunderte zurückgehen mußten. Es war ein großer feierlicher Anblick, alle diese Menschen in hoher Spannung zu sehen. Und mit welchem Enthusiasmus die kräftigen Lieder Collins aufgenommen wurden! In dem „Kriegseid" schließt jede Strophe mit: „Wir schwören". Unzählige Stimmen aus dem Publikum stimmten in dieses „Wir schwören" mit ein. Klatschen, Rufen, lautes Aufschreien, Jubeln und Schluchzen ward rundum ganz allgemein. Ich habe nie eine größere Sensation erlebt."

Mit Stolz konnte die österreichische Regierung zurückblicken auf den Erfolg, den ihre Tätigkeit seit 1805 in den Herzen ihrer Untertanen gezeitigt. Als die breiten Massen des deutschen Volkes noch wie erstarrt unter dem Drucke der napoleonischen Herrschaft seufzten, waren Österreichs Völker zum Kampfe bereit. Am 6. April ging Erherzog Carl zur Armee ab. Zwei Schriftstücke tragen das Datum dieses Tages, wie sie nur ein wahrhaft königlicher Geist ersinnen, nur eines Dichters wie Friedrich Schlegels Feder in Worte zu kleiden vermochte.*) „Auf euch, meine treuen Waffengefährten", so sprach Erzherzog Carl in seinem Armeebefehl, „ruhen die Augen der Welt und aller, die noch Sinn für Nationalehre und Nationaleigentum haben. Ihr sollt die Schmach nicht teilen, Werkzeuge der Unterdrückung zu werden, ihr werdet nicht für fremde Interessen und fremde Habsucht bluten; auf euch wartet ein schöneres Los. Die Freiheit Europas hat sich unter euere Fahnen geflüchtet, euere Siege werden ihre Fesseln lösen und eure deutschen Brüder, jetzt noch in feindlichen Reihen, harren auf ihre Erlösung." An letztere aber wandte sich Erzherzog Carl in seinem Aufruf an die deutsche Nation:

*) Während des Feldzuges befand sich Schlegel im Hauptquartier des Erzherzogs Carl.

„Wir kämpfen, um die Selbständigkeit der Monarchie zu behaupten, um Deutschland die Nationalehre und Unabhängigkeit wieder zu verschaffen. Unser Widerstand ist seine letzte Stütze zur Rettung, unsere Sache ist die Sache Deutschlands. Mit Österreich war Deutschland selbständig und glücklich, nur durch Österreichs Beistand kann es wieder beides werden. Deutsche, würdigt euere Lage, nehmt die Hilfe an, die wir euch bieten, wirkt mit zu euerer Rettung"

Diese Aufforderung an die Völker Deutschlands erscholl noch kräftiger, als die Erhebung Tirols wie ein Vorspiel der kriegerischen Ereignisse bei den Feldarmeen einen so glücklichen Ausgang genommen hatte. Schon am 12. April war fast die ganze bayerische Garnison in Innsbruck gefangen, verwundet oder tot; 2 Fahnen, 4 Geschütze, Pulverwagen, die Magazine und Kassen in den Händen der Tiroler Bauern. Am 13. ergaben sich die Kolonnen Bissons und Wredes, die vom Brenner gegen Innsbruck angerückt kamen und nun entwaffnet unter den Klängen ihrer eigenen Musik nach Innsbruck gebracht wurden; am 14. vormittags hielten die ersten österreichischen Truppen ihren Einzug. Deutschtirol war durch eigene Kraft frei geworden.

„Spanien und Tirol tragen keine fremden Fesseln" hieß die Überschrift eines achtseitigen Aufrufes (Universitätsbibliothek I. 131.839), welcher einige Tage nachher in Tausenden von Exemplaren erschien und alle Deutschen zum Kampf für Ehre, Eigentum und Heimat aufforderte. „Spanien hat sich durch seinen Mut und Gemeinsinn gerettet; Tirol, seiner alten Treue wert, hat dasselbe getan. Soviel vermag ein Volk über ganze Heere, wenn diese auch Fahnen und Generäle, Kriegskunst und Kriegslist entgegensetzen. Brüderliches Zusammenhalten wie das der Tiroler, unerschütterlicher Mut wie der der Spanier, trotzen jedem Feind . . . Deutsche Brüder! Was ist aus euch geworden? Jahrhunderte habt ihr euern alten Ruhm, eure alten Rechte erhalten gegen jeden Feind und jetzt laßt ihr euch von einem Volke, einem einzelnen Manne beugen, von einem Fremdling, der in euerem Lande ebensowenig das Bürgerrecht hat als ein Tunguse. Deutsche Brüder, seid entschlossen, ihm nicht mehr zu dienen und ihr seid frei. Ihr braucht an sein stolzes Gebäude nicht zu stoßen, um es wankend zu machen; haltet es nur nicht mehr und ihr werdet sehen, wie es dann gleich einem Koloß, dem man die Grundlage weggenommen hat, durch seine eigene Schwere zusammenstürzt! O Brüder, säumt nicht dies zu tun! Seht in den Spaniern und Tirolern, was Nationen vermögen, wenn sie wollen. Wendet die Schwerter nicht gegen eure Brüder, sondern gegen die Franken, die es, so lange die Geschichte von ihnen spricht, nie redlich mit den Deutschen gemeint haben. Ihr werdet Friede und Einigkeit erhalten, die

Kaiser Franz und seine erhabenen Brüder Carl und Johann versprochen haben. Ihr werdet frei wie die Tiroler und eueres deutschen Namens wert sein!“

Auch dieser Aufruf aber verhallte wirkungslos. Die Zeitungen der Rheinbundstaaten suchten den Eindruck zu verwischen, welchen Österreichs mutvolles Wagnis, alle seine Kräfte im Kampfe einzusetzen, doch in vielen deutschen Herzen erweckt hatte. Gehässige Broschüren schmähten und verspotteten seine Erhebung, die doch auch Deutschland seine alte Freiheit wiedergewinnen wollte. „In frevlerischer Weise“, so hieß es in einer zu München 1809 erschienenen Schrift („Was will Österreich“, Wiener Stadtbibliothek Nr. 25.775 A.), „störe Österreich die von Napoleon den deutschen Staaten gebrachte Ruhe, Glück und Frieden. Wenn es in der Moral eine traurige Wahrheit sei, daß Wohltaten oft Undankbare machten, so passe diese Erfahrung, in der Politik angewandt, deutlich auf das Betragen des Wiener Kabinetts gegen Frankreich. Unglück und Elend habe Österreich immer wieder über Frankreich gebracht oder bringen wollen. Nur der Sturz des Hauses Habsburg-Lothringen könne die Massen von so vielen Tausend, seiner Wut zum Opfer gefallenen Franzosen sühnen.“ Wenn solche Worte gedruckt und verbreitet werden konnten, dann war freilich der Tag noch nicht herangebrochen, welchen der junge Eichendorff prophetisch verkündete:

„Denn eine Zeit wird kommen,
Da macht der Herr ein End',
Da wird den Falschen genommen
Ihr unächt Regiment.“

Wie dürre Blätter verwehte der Kriegssturm alle Proklamationen, Aufrufe und Flugschriften; Österreich blieb auf seine eigene Kraft angewiesen, alle Hoffnungen auf den Beistand Deutschlands und Europas erwiesen sich als trügerisch. Trotz alles Bemühens waren die aufgebrachten Mittel unzulänglich gewesen, Österreich unterlag. War die Einbuße für den einzelnen auch noch so empfindlich, die Gemeinsamkeit gewann doch unendlich viel. Das Bewußtsein der bewiesenen Kraft, des unerschütterten Mutes ließ die Hoffnung auf eine Wendung der Dinge in den Gemütern aller Österreicher zurück. In Europa aber konnte der Eindruck des Kampfes trotz seines Ausganges nicht verwischt werden. Jetzt war es offenbar geworden, daß Napoleon künftighin nicht den Widerstand der Regierungen allein, nein, auch den der Völker zu bekämpfen haben würde.

Tiefer als die Zeitpolitik es ahnte, hat der Opfermut der Völker Österreichs über die Grenzen der Monarchie hinaus als Beispiel gewirkt. An der Glut österreichischen Volksgeistes nährten sich die Funken des deutschen Patriotismus, bis sie zur gewaltigen Flamme aufschlugen, welche den Riesenbau des

Korsen zerstörte. Kühn und jugendmutig ist der gegen Napoleon geführte Streich gewesen. Darum möchte kein Österreicher den Kampf des Jahres 1809 in seiner Geschichte missen. Er bleibt eine Erinnerung voll Kraft und Glanz, ist Lehre und Ansporn, denn:

„Was ihr gewollt, das erheb euch,
Nicht was gelang!“ (Aus Collins: „Schicksal und Freiheit.“*)



---

*) Den Vorständen der Wiener städtischen Sammlungen, welche nicht nur die Reproduktion einzelner wertvoller Stiche und Bilder gestatteten, sondern dem Verfasser auch in bereitwilligster Weise Quellenmaterial zur Verfügung stellten, sei an dieser Stelle der wärmste Dank ausgesprochen.

# Literaturbericht.

Arndt Ernst Moritz: Erinnerungen aus dem äußern Leben. Leipzig, 1842.
Geist der Zeit. 2. Aufl. 1807.
Arnim Achim von: Trösteinsamkeit. Neudruck. Von Dr. Fr. Pfaff. Freiburg im Breisgau. 1883.
Bartsch Rudolf: Der Volkskrieg in Tirol. Wien 1905, bei C. W. Stern.
Castelli J. F.: Gedichte. Wien 1844.
Heinrich J. von Collin: Sämtliche Werke. Wien 1812, bei Anton Strauß.
Briefe des jungen Eipeldauer an seinen Herrn Vetter in Kagran. Wien 1809, Rehmsche Buchhandlung.
Fellinger J. G.: Gedichte. Klagenfurt 1819.
Friedr. von Gentz: Österreichische Manifeste von 1809 und 1813. Von Dr. Eugen Guglia in Gräsers Schulausgaben klassischer Werke.
Götte Rudolf: Geschichte der deutschen Einheitsbewegung im neunzehnten Jahrhundert. I. Band. 1807—1815. Gotha 1891, bei Friedr. Perthes.
Guglia Eugen: Friedrich von Gentz. Wiener Verlag 1901.
Krones Dr. F. R.: Zur Geschichte Österreichs im Zeitalter der französischen Kriege und der Restauration. 1792—1816. Gotha 1886, bei Friedrich Perthes.
Laban Ferdinand: Heinrich Josef von Collin. Wien 1879.
Ludwig I. von Bayern: Gedichte ed. Rudolf Greinz. Leipzig bei Reklam.
Menzel Wolfgang: Geschichte Europas vom Beginn der franz. Revolution bis zum Wiener Kongreß. Stuttgart 1853.
Nagl und Zeidler: Deutsch-österreichische Literaturgeschichte.
Perthes Clemens Theodor: Politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft. Gotha 1869.
G. H. Pertz: Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein. Berlin 1850, bei G. Reimer.
Caroline Pichler: Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Wien 1844, bei Pichler.
Schenkendorf Max von: Gedichte. Leipzig 1837.

Carl August Schimmer: Die französischen Invasionen in Österreich und Franzosen in Wien in den Jahren 1805 und 1809. 2. Aufl. Wien 1854.

August Wilh von Schlegel: Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur. Band 5 und 6 der sämtlichen Werke. W. Eduard Böcking, Leipzig 1846.

Friedrich Schlegel: Gedichte. Wien 1816 bei B Th. Bauer.

Schönholz: Traditionen zur Charakteristik Österreichs, seines Staats- und Volkslebens unter Franz I. Leipzig 1844.

Sepp Dr.: Ludwig Augustus, König von Bayern und das Zeitalter der Wiedergeburt der Künste Schaffhausen 1869.

— Görres und seine Zeitgenossen. 1776—1848. Nördlingen 1877.

Staël Madame de: Deutschland. Reutlingen 1815.

Stägemann Friedrich August von: Kriegsgesänge aus den Jahren 1806—1815. 2. Ausgabe. Halle und Berlin 1816.

Steig Reinhold: Achim von Arnim und die ihm nahe standen. Stuttgart 1894.

Kleists Berliner Kämpfe.

Sybel Heinrich von: Die Erhebung Europas gegen Napoleon I. München 1860.

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. IV Jahrgang 1814.

Vaterländische Blätter für den österreichischen Kaiserstaat. Wien (1808—1820) bei Degen.

Wertheimer Eduard: Geschichte Österreichs und Ungarns im ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts. Leipzig 1890.

Wolf Dr., Adam: Kaiser Franz von der Stiftung der österreichischen Kaiserwürde bis zum Ausbruch des russisch-französischen Krieges 1804--1811. Wien 1866.

Wihan Josef: „Matthäus Collin“ in Euphorion 1901. V. Ergänzungsheft.

Wurzbach, Dr. Constant. von: Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich. Wien, Hof- und Staatsdruckerei,

[Yelin:] Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung. 1806.

---